

Ausgegeben den 5. Mai 1892.

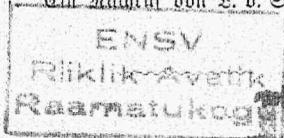
Baltische Monatsschrift.

XXXIX. Band.

5. Heft.

Inhalt.

	Seite
Alexander Graf Kenserling. Ein Gedenkblatt dem Naturforscher und Menschen; zur Erinnerung an den Todestag desselben, den 8. Mai 1891. Von Prof. Edm. Ruffow.	249
Die holsteinischen Truppen bei der Thronbesteigung Katharinas II. Von Dr. Fr. Bienemann in Birkenruhe	273
Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders. (Schluß.)	285
Miscellen. (Eine Bekanntschaft mit Hans von Billow. Von D. Ebtis.)	302
Karl von Pitmar-Herro. Ein Nachruf von G. v. Schrenk	312



Abonnements

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von ca. 50 Bogen (12 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.

Reval, 1892.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: Alexander Stieda.

Leipzig: Rud. Harmann.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an Herrn Arnold v. Tiedeböhl in Riga, Weidendamms Nr. 8, zu richten.



Alexander Graf Keyserling.

Ein Gedenkblatt dem Naturforscher und Menschen; zur Erinnerung an den Todestag
desselben, den 8. Mai 1891.

L'ardeur du travail c'est le génie. Buffon.

Sein Herz, das nur Wenige kannten, war so groß wie
sein Verstand, den Alle kannten.

Er war unser, mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!

Mit diesen Worten, die Goethe, schmerzerfüllt, seinem großen Freunde Schiller bei dessen Scheiden nachrief, ließe sich der Grundton jener Stimmung kennzeichnen, welche bei der Nachricht von dem plötzlichen Tode Alexander Graf Keyserlings, des zwar hochbetagten, aber geistig wie körperlich noch vollkommen frischen Mannes, die Herzen aller derjenigen, welche ihn gekannt, erfüllte und die auch in unserer Tagespresse öffentlichen Ausdruck fand. Wir vermögen nicht zu sehen, wenn unser Auge von Thränen umflort ist, nicht zu reden, wenn unsere Stimme vom Schmerz erstickt wird; es ist daher verständlich, daß sich bisher keine Stimme an die Öffentlichkeit gewagt, um den Landsleuten, zumal der jüngeren Generation derselben zu zeigen, was wir am Grafen Alexander Keyserling besaßen, was für uns mit ihm ins Grab gesunken!

Wenn ich mich nun, nachdem fast ein Jahr seit jener Trauerbotschaft verflossen, dem Drängen meiner Freunde, Verehrern des Verstorbenen nachgebend, in Folgendem der Aufgabe unterziehe: ein kurzes Lebens- und Charakterbild Keyserlings zu skizziren, so muß ich vor Allem um die Nachsicht meiner Leser bitten, denn „es ist . . . gefährvoll . . . bei dem Bewußtsein eigener Beschränktheit sich über die relative Wichtigkeit ruhmvoller Bestrebungen der Mitlebenden oder Nächsthingeshiedenen auszusprechen“. Mit diesen Worten des „Kosmos“ leitete einst Keyserling seinen Vortrag über

Alexander von Humboldt bald nach dessen Tode ein¹. „Eingedenk dieser Worte des Kosmos,“ fährt der Redner fort, „sollte die Gegenwart nicht versuchen, besonders einen Alexander v. Humboldt zu beurtheilen. Ist es schwer, die Ausdehnung seines Wissens und Forschens zu verstehen, so ist es vielleicht noch schwieriger, die Erhabenheit seiner Lebensrichtung zu ermessen und für diejenigen, die ihn gesehen und gehört, unmöglich, dem Einflusse seiner liebenswürdigen, wohlwollenden und wohlthuedenden Persönlichkeit ihr Urtheil zu entziehen.“ Wir brauchen in diesem Citat nur den Namen Humboldt mit Keyserling zu vertauschen, und das Gesagte trifft in vollem Umfange zu.

Das Genie wird als solches geboren und ist uns im Grunde ungreiflich wie jeder Gedanke des Lichts; es ist daher, wenn auch nicht ohne Interesse, doch nicht von entscheidender Bedeutung bei großen Männern nach ihrem Stammbaum zu forschen. Wo dieses möglich, werden wir finden, daß unter den Ascendenten derselben ein und das andere Glied durch Begabung vor den übrigen Zeitgenossen und ebenso vor den anderen Gliedern desselben Stammes sich auszeichnet. Doch auch in solch einer genetisch zusammenhängenden Gruppe bedeutender Menschen tritt das Genie sporadisch, unvermittelt, gleichsam sprungartig auf, und so will ich, keineswegs die Macht der Vererbung verkennend, darauf verzichten, auch wenn ich in der Lage wäre es thun zu können, einen Stammbaum der Familie Keyserling dem Leser vorzuführen; es hätte dieses nur dann einen Sinn, wenn wir die genannten Glieder des Stammbaumes auch alle schildern und charakterisiren könnten, was, wenn möglich, weit über den Rahmen dieser Skizze hinausgreifen würde. Wir wollen hier nur mittheilen², daß das durch zahlreiche hervorragende Männer wie Frauen ausgezeichnete Geschlecht der Keyserlings (ursprünglich der Kesseline oder Kesselingk, später Keyserlingk genannt), 1492 nach Livland einwandernd, in Kurland von Walter von Plettenberg für geleistete Heeresdienste mit den Gütern Oken und Ufeken belehnt wird. Der Oker-Linie und zwar dem Hause Kautenburg entstammt unser Held. Unter seinen Ahnen werden zahlreiche ausgezeichnete Staatsmänner genannt, die am russischen, polnischen, preussischen und braunschweiger Hofe eine sehr hervorragende Rolle gespielt. Allen diesen Männern wird ungewöhnliche Bildung, lebhaftes Interesse für Kunst und

¹ Vortrag, gehalten vom Präsidenten der Estländischen literarischen Gesellschaft, Grafen Keyserling, zur Erinnerung an A. von Humboldts Geburtstag (2. Sept. 1859) in den Mittheilungen der Estl. litt. Gesellschaft I. Heft. Reval 1860.

² Zufolge einer hochinteressanten Zusammenstellung einer „kleinen Chronik“ auf Grundlage des ritterschaftlichen Urkundenbuches der Familie Keyserling durch Frau Baronin Helene Taube, der Tochter des Grafen Alex. Keyserling.

Wissenschaft nachgerühmt; sie zeichnen sich durch große Arbeitslust und Arbeitskraft aus. Besonders hervorheben wollen wir den Freiherrn Dietrich Reyslerlingk, den berühmten Freund Friedrichs des Großen, von diesem Césarion oder Schwan von Mitau genannt (geb. 1698, † 1745). Friedrich der Große drückt sich über ihn Voltaire gegenüber aus: „Erinnern Sie sich, daß Césarion mein Alles ist“ Ihm hat der große König viele Gedichte gewidmet, unter welchen das unter der Aufschrift «Aux mânes de Césarion» rührende Liebe für den dahingefahrenen Freund ausspricht und dessen stoischen Muth im Tode rühmt. Wir wollen noch erwähnen, daß ein Neffe zweiten Grades des eben genannten Césarion ein intimer Freund des Philosophen Kant war, der, Hauslehrer in der Familie des Vaters unseres Helden, von dessen Aeltermutter, der Gräfin Caroline Amalie, die Kunst der feinen Unterhaltung gelernt zu haben behauptet.

Vom Vater unseres Reyslerling erfahren wir, „daß er ein überaus thätiger Mann war, vom Morgen bis zum Abend beschäftigt und der Wissenschaft und Kunst ergeben. Er war ein vollendeter Cavalier und Klavierpieler. Das Rabillensche Haus war durch und durch musikalisch, und mein Vater hatte Gelegenheit, von frühester Kindheit an die klassische Musik in vollendeter Ausführung zu hören, auch Streichquartett, in welchem der bekannte Freund Mendelssohns, Amende, die erste Violine spielte. Den Unterricht genossen die Söhne bei dem ausgezeichneten Philologen Niemischneider, der seinen Zöglingen Begeisterung und Liebe sowohl für die klassischen Sprachen, die er cursorisch mit ihnen las, als auch für Mathematik und andere Wissenschaften in hohem Grade beibrachte. Er brachte meinen Vater bis zur Univerfität.“

Alexander Friedrich Michael Lebrecht Nicolaus Arthur Graf Reyslerling wurde zu Rabillen in Kurland am 15. August 1815 geboren, in dem denkwürdigen Jahre des Wiener Congresses, 5 Monate nach seinem Freunde, dem Heros unserer Zeit, Otto von Bismarck, und 9 Tage nach seinem Landsmann, dem berühmten Naturforscher und Reisenden Alexander Th. v. Middendorff. Eine merkwürdige Constellation, ähnlich der des Jahres 1769, in welchem der Welterschütterer Napoleon und zwei der größten Naturforscher, Alex. v. Humboldt und George Cuvier, das Licht der Welt erblickten.

Erziehung und Unterricht genoß Reyslerling, wie wir bereits erfahren, im Elternhause bis zum neunzehnten Lebensjahre, um sodann im J. 1834 die Univerfität Berlin zu beziehen, wo er anfänglich Jurisprudenz studirte, doch bald zum Studium der Naturwissenschaften überging. Hier erwarb er sich bald die Gunst und Zuneigung von Männern wie Alex. v. Humboldt und Leopold von Buch und knüpfte mit mehreren Alters-

und Studiengenossen Verbindungen fürs ganze Leben und manchen engen Freundschaftsbund; so vor Allem mit dem damaligen stud. jur. Otto v. Bismarck, dem er, eine Wohnung mit ihm theilend, durch seine musikalische Begabung Verständniß für die Musik, speciell für die unergründliche Tiefe und Größe des Beethovenschen Genius erschloß.

Einen engen Freundschaftsbund knüpfte er ferner mit August Grisebach, dem nachmaligen berühmten Pflanzengeographen und Systematiker, einer vornehmen und edlen Natur, die sich schon in der Jugend nach Reyslerlings eigenem Zeugniß durch „hellenische Besonnenheit (σωφροσύνη)“ auszeichnete. Mit diesem unternahm Reyslerling wiederholt wissenschaftliche Reisen in die Alpenwelt; eine in die rumelischen Gebirge geplante gemeinsame Forschungsreise unterblieb¹; zu den Vorbereitungen jener Reise gehörte auch das Studium der türkischen Sprache. „Wir versuchten das Gedicht „Die Rose und die Nachtigall“ gemeinsam zu lesen, brachten es aber nicht weit in diesen Bemühungen?“

Von nachhaltigem Einfluß auf die späteren wissenschaftlichen Arbeiten Reyslerlings gestaltete sich die Freundschaft mit F. H. Blasius, der schon 1836 Professor der Naturgeschichte am Collegium Carolinum in Braunschweig wurde, welchen Ort wir nunmehr Reyslerling wiederholt auffuchen sehen, um die in Berlin in Gemeinschaft mit Blasius begonnene Arbeit über die Wirbelthiere Europas fortzusetzen.

Außer diesen beiden jungen Naturforschern gehörten zu dem Reyslerlingschen Freundeskreise noch zwei aufstrebende junge Männer, die bald, gleich zwei leuchtenden Meteoren, am Horizonte der modernen Naturwissenschaft aufsteigen sollten: Schleiden und Schwann, die Begründer der neuen Lehre von der Zelle, dem vegetabilischen und animalischen Formelement.

„Grisebach wohnte mit Schwann,“ berichtet Reyslerling, „einige Zeit in demselben Hause, und erzählte mir viel von diesem damals unermüdlischen und erfinderischen Experimentator. Als dieser fand, daß der Thierkörper aus ganz ähnlichen Zellen erwächst, wie sie Schleiden als Grundelement aller pflanzlichen Gebilde entdeckt hatte, meldete mir Grisebach mit großer Freude, es sei für alle organische Structur gleichsam die einheitliche, elementare Krystallform gefunden.“

Von den zahlreichen an der berliner Universität wirkenden bedeutenden Lehrern Reyslerlings wollen wir hier nur den großen Physiologen Johannes Müller besonders hervorheben.

¹ Von Grisebach allein wurde einige Jahre später, 1839, die Reise nach Rumelien ausgeführt und 1841 in einem ausgezeichneten, zweibändigen Werke einem größeren Leserkreise geschildert.

² Bot. Zeitg. 1879, S. 526. A. Grisebach, ein Nachruf von F. Reinke.

Einen weitgehenden Einfluß auf die Entwicklung Reyslerlings gewann Alexander von Humboldt. Hören wir, was Reyslerling selbst hierüber berichtet: „Nachdem ich im Jahre 1835 die Ferienzeit an der berliner Universität zu Studien in den Karpathen benutzt hatte (in Gemeinschaft mit Blasius), war ich so glücklich, die Aufmerksamkeit Humboldts zu erregen, und seitdem habe ich die Freude gehabt, von Zeit zu Zeit Zeichen seiner wohlwollenden Theilnahme zu erhalten. Als im Jahre 1836 der große Geognost Leopold von Buch mich veranlaßte, eine Schilderung des Ueberganges über die Alpen durch das Martell-Thal, in der Nähe des Stiffler Joches, zu machen, die er zum Druck beförderte¹, hatte Humboldt von meinem Manuscript Notiz genommen und ermuthigte mich zu Reiseunternehmungen. Ideen, sagte er, habe er in meinem Aufsatz wahrgenommen, die ein nothwendiges und oft nicht genügend vorhandenes Erforderniß reisender Naturforscher wären. . . . Humboldts Empfehlungen trugen später wesentlich mit bei, mir eine angemessene wissenschaftliche Berufsstellung in Rußland zu eröffnen. Als ich ihm einen Brief über einige Reliefverhältnisse des europäischen Rußlands schrieb, veranlaßte er dessen Abdruck. Er sprach mit Antheil von meinen Untersuchungen im Petschoralande. „Ein Feder,“ äußerte er sich scherzweise an der Tafel der Großfürstin Helene, wo ich im Jahre 1847 im Schloß Bellevue bei Berlin zum letzten Mal mit dem verehrten Greise zusammentraf, „ein Feder müsse sich eine Art Henkel anschaffen, bei dem er gleich einem Gefäß leicht könnte gehandhabt werden. Er sei gewohnt, den Chimborasso als seinen Henkel anzusehen, bei dem er unendlich oft gefaßt und in Gang gebracht worden wäre. Ich müßte mir vorläufig die Petschora zum Henkel machen.“ Er hielt es nämlich für förderlich, wenn die Männer der Wissenschaft in der Unterhaltung sich leicht und viel mittheilten und hatte mir schon in früheren Jahren sagen lassen, ich sollte nur mehr sprechen.“

Diese anziehenden Mittheilungen haben uns bis zu einer Zeit fortgerissen, wo in den wissenschaftlichen Arbeiten Reyslerlings ein zeitweiliger Stillstand eintritt, hervorgerufen durch die Beschäftigung mit der Landwirthschaft und den Landesinteressen. Kehren wir zurück zu den Lehr- und Arbeitsjahren in Berlin. Bis zum Jahre 1839 finden wir ihn hier vertieft in die Untersuchungen der ornithologischen Schätze des Museums der Universität und die mit Blasius aufgenommene Bearbeitung der Wirbel-

¹ Im „neuen Jahrbuch für Mineralogie, Geographie, Geologie und Petrefactenfunde“, herausgegeben von Dr. R. C. von Leonhard und Dr. H. G. Bronn, Jahrgang 1837, S. 389—402. Dieser Aufsatz, mit welchem Reyslerling seine schriftstellerische Laufbahn begann, gab Veranlassung, die 50jährige schriftstellerische Thätigkeit Reyslerlings im Jahre 1887 am 27. Dec. festlich zu begehen.

thiere Europas so weit fortführen, daß der erste Band dieses auf dem Gebiete der classificatorischen Systematik bahnbrechenden Werkes zum Abschluß gebracht werden konnte¹. Leider haben äußere Umstände die Verfasser an der Vollendung dieses Werkes im geplanten Umfange verhindert, doch wird die Nachwelt den Autoren auch für das von ihnen Veröffentlichte zu stetem Dank sich verpflichtet fühlen, und wir können nicht umhin, die Arbeitskraft zu bewundern, welche in relativ äußerst kurzer Zeit ein Werk von solchem Umfange und solcher inneren Vollendung geschaffen. Wir werden später diesen Katechismus der Wirbelthier-Systematik noch eingehender zu besprechen haben.

„Bald nach dem Erscheinen dieses Werkes sollten die beiden Freunde wieder Gelegenheit haben, gemeinsam eine wissenschaftliche Aufgabe zu lösen,“ heißt es in einem Artikel der „St. Petersburger Zeitung“², dem wir nun im ferneren Bericht über den äußeren Lebensgang Reyslerings folgen:

„Der wirkliche Staatsrath Baron Alex. v. Meyendorff wurde nämlich 1840 von der russischen Regierung beauftragt, eine Enquête über die Gewerbsthätigkeit, die Vertheilung der Hauptgewerbe und deren natürliche Vorbedingungen im Inneren Rußlands anzustellen; als Naturforscher wurde ihm der braunschweiger Professor Blasius beigeordnet. Von letzterem aufgefordert, schloß sich auch Reyslering dieser Expedition an, zu welcher von Seiten des Finanzministeriums der Kammerjunker Sinowjew abcommandirt war. Für den Anfang gesellten sich ihnen noch der berühmte englische Geognost Murchison und der französische Geognost de Verneuil zu, welche in Begleitung des damaligen Bergoffiziers, jetzigen Akademikers Kosscharow eine geologische Studienreise machten. Am 2. Juni 1846 verließ die Gesellschaft Petersburg in zwei getrennten Abtheilungen, um sich am 19. Juni in Wytegra zu vereinigen. Von dort gingen Murchison, de Verneuil, Reyslering und Kosscharow nach Archangel, um in Ustjug mit den Reisegefährten zusammenzutreffen. Darauf ging es auf verschiedenen Wegen nach Moskau, wo man am 10. August eintraf. In Moskau trennten sich Murchison und Verneuil von den übrigen Reisegefährten, welche, theils über Pleskau und Livland, theils über Tula und Smolensk ihren Weg nehmend, am 6. Oct. in Witebsk eintrafen, um von hier in zwei Expeditionen nach Charkow zu gehen. Ende Januar 1841 traf die ganze Gesellschaft in Petersburg ein.

Das nächste Resultat dieser Expedition für Reyslering war die Verleihung

¹ Die Wirbelthiere Europas von A. Graf Reyslering und Prof. F. S. Blasius. Erstes Buch: Die unterscheidenden Charaktere. Braunschweig 1840.

² In der Nr. 364 vom 30. Dec. 1887. Dieser Aufsatz erschien in Veranlassung des am 27. Dec. festlich begangenen fünfzigjährigen Schriftstellerjubiläums des Grafen Alex. Reyslering.

des Doctortitels seitens der Universität Berlin, nachdem er mit Blafius die geologischen Resultate der Reise kurz dargestellt hatte¹.

Im Jahre 1841 trat Keyserling als Beamter zu besonderen Aufträgen, hauptsächlich für das gelehrte Bergfach, in den Staatsdienst und wurde gleich im Frühjahr desselben Jahres zum Mitgliede der Expedition der Geologen Murchison und de Verneuil ernannt, welche von unserer Regierung aufgefordert worden waren, die geognostischen Formen des Uebergangsgebirges auch im Süden und Osten Rußlands (Ural, die südlichen Gouvernements und das Donez-Steinkohlenbecken) zu untersuchen. Nachdem die Reisenden mit Keyserling in Lithauen und den Ostseeprovinzen geologische Untersuchungen angestellt, brachen sie in Begleitung des ihnen auch diesmal zucommandirten Bergoffiziers Kosscharow von Petersburg aus auf, um zunächst den Bergkalk bei Serpuchow, Tula, Kaluga und an anderen Orten südlich von Moskau zu untersuchen und sich dann in zwei Partien nach Drenburg zu begeben, wo die große kupferführende Formation, welche sie schon bei Perm kennen gelernt hatten, ihre Aufmerksamkeit besonders fesselte; auch wurde der Salzstock von Fleklaja besucht. Von Drenburg ging Keyserling über Uralst nach der unteren Wolga zum Berge Bogdo, um im Donez-Gebirge sich mit seinen Reisegefährten wieder zu vereinigen. Im Herbst 1841 kehrte die Expedition, nachdem noch Charkow, Kursk und Drel, sowie der Don bis Woroneß bereist waren, nach Petersburg zurück.

Nachdem ein vorläufiger Bericht über diese Reise von Murchison, de Verneuil und Keyserling im April 1842 gedruckt worden war², erschien ihr gemeinsames großes Reisetagebuch³, welches nicht nur die Resultate dieser Reisen und der später zu erwähnenden Expedition Keyserlings in das Petschora-Gebiet, sondern auch viele Beobachtungen enthält, die früher von in- und ausländischen Geologen in Rußland angestellt worden. Der erste Band dieses bedeutenden Werkes, von Murchison bearbeitet, enthält die geologischen Resultate der Reisen; der zweite Band, von Verneuil und Keyserling bearbeitet, denen sich Alcide d'Orbigny angeschlossen, giebt in den paläontologischen Beobachtungen und der Beschreibung der Petrefacten den

¹ Notiz über Verbreitung von geognostischen Formationen im europäischen Rußland von Prof. F. H. Blafius und Alex. Graf Keyserling; im Bulletin de la Société Impériale des naturalistes de Moscou. S. 871—900.

² In den Memoiren der geologischen Gesellschaft in London, unter dem Titel: On the geological structure of the central and southern regions of Russia in Europe, and of the Ural-mountains.

³ Murchison, Rod. Impey, Verneuil, Ed., and Keyserling, Count Alex. The geology of Russia in Europe and the Ural-mountains. Vol. I. London and Paris 1845. 4. Vol. II. Géologie de la Russie de l'Europe et des montagnes de l'Oural. Ib. 1845. 4.

bis dahin vollständigsten Beitrag zur Kenntniß der vorweltlichen Fauna Rußlands. Eines der wichtigsten Ergebnisse dieses Werkes ist die definitive Bestimmung des Alters der am Westfuß des Ural's weitverbreiteten kupferführenden Formation.

Zur Bearbeitung dieses großen Reiseswerkes nach Frankreich und England abcommandirt, brachte Keyserling bei seiner Rückkehr nach Rußland im September 1842 eine bedeutende paläontologische Sammlung für das Museum der Berg-Ingenieure in Petersburg mit.

Im März 1843 zum Kammerjunker ernannt, unternahm Keyserling bald darauf mit dem Capitän-Lieutenant Paul von Krusenstern eine neue Expedition in das nördliche Rußland zur geognostischen Erforschung des Petschoralandes. Auf dieser Expedition mußten die Reisenden von der Mündung der Petschora bei Oskina im Hochsommer (Juli) Rennthierschlitten zur Fahrt nach der Timan-Tundra bis an das Nordende des Timangebirges zum Cap Barmin und dem Waschkina-Flusse benutzen. Im November 1843 trafen sie wieder in Petersburg ein. Die wichtigsten Resultate dieser Reise sind die geologischen Untersuchungen auf dem Ural, die Constatirung des bis dahin so gut wie unbekanntens Landrückens des Timangebirges und die Bestimmung der geologischen Formation desselben. Für das Werk¹, in welchem die Resultate dieser Reise niedergelegt sind, wurde den Verfassern die Demidow-Prämie zuerkannt.

Seit 1844 mit einer Tochter des Finanzministers Grafen Cancrin vermählt, zog sich Keyserling 1847 auf sein Gut Raiküll in Estland zurück und schied im Januar 1850 aus dem Staatsdienste aus. Dennoch wurden seine Dienste wieder in Anspruch genommen, als die Großfürstin Helene Pawlowna, welche er bereits 1846 ins Ausland begleitet hatte, 1850 wieder eine Reise dahin unternahm. Er benutzte diese Gelegenheit zur Theilnahme an einer geognostischen Excursion der Société géologique de France im westlichen Frankreich. In der Heimath widmete er sich mit Eifer der Landwirthschaft und den Landesinteressen; so wurde er Präsident des estländischen landwirthschaftlichen Vereins, diente 1852 und 1856 als Kirchspielsrichter, wurde Kreisdeputirter und zwei Mal, 1857 und 1860 zum Ritterschaftshauptmann gewählt, 1861 zum Landrath und 1871 wiederum zum Kreisdeputirten.

Im Sommer 1860 unternahm er mit seinem alten Reisegefährten de Verneuil eine Expedition in die Pyrenäen, deren Ergebnis in den Verhandlungen der französischen geologischen Gesellschaft veröffentlicht wurde².

¹ Alex. Graf Keyserling und Paul von Krusenstern, Wissenschaftliche Beobachtungen auf einer Reise in das Petschoraland im J. 1843. Petersburg 1846, 4^o und Atlas in Folio.

² Verneuil et Keyserling, Coupes du versant méridional des Pyrénées, im

Ein völlig neues Gebiet der Thätigkeit erschloß sich dem 1859 zum Kammerherrn ernannten Grafen Keyserling, als er am 17. April 1862 als

Bulletin de la Société géologique de France, 2-e série, tome XVIII, Paris 1860 und 1861, S. 341—357.

Wir fügen hier die übrigen, bisher nicht genannten, seit dem Jahre 1841 von A. Graf Keyserling publicirten Arbeiten hinzu. Es sind folgende:

- Keyserling, Graf Alex., und Blasius. Beschreibung einer neuen Felsmaus *Arvicola ratticeps*. (Lu le 19. mars 1841.) Mém. des sav. étr. T. VI. p. 319—334. (Extrait par M. Brandt.) Bull. Sc. T. I. p. 33—34.
- Notiz über den alten rothen Sandstein an der Fjhora, in den Verhandlungen der Russ. Kais. Mineralog. Gesellschaft zu Petersburg 1884. S. 25—30.
- Id. Separatabdruck (Petersburg 1844). 8.
- Beobachtung eines Glasmotherium, mit einer geschichtlichen Notiz über dasselbe von G. Fischer von Waldheim. Bull. de la Soc. Imp. des Naturalistes de Moscou. T. XV. 1842. S. 454—461.
- Beschreibung einiger Goniatiten aus dem Domanik-Schiefer. Verhandlungen der Russ. Kais. Mineralog. Gesellschaft zu Petersburg 1844. S. 217—238.
- Phosphorsaure Kalkerde in der russischen Kreideformation, chemisch nachgewiesen von A. Chodnew, geognostisch beobachtet von Fajstow, Murchison, Verneuil und Graf Keyserling. Verhandl. der Russ. Kais. Gesellschaft zu Petersburg 1845—1846. S. 140—143.
- Ueber den Domanik. Verhandl. der Russ. Kais. Mineralog. Gesellschaft zu Petersburg. 1845—1846. S. 144—160.
- Beschreibung einiger von Dr. A. Th. von Widdendorff mitgebrachten Ceratiten des asiatischen Sibiriens. Avec 3 pl. (Lu le 12. déc. 1845.) Bull. phys.-math. T. V. S. 161—174. — Id. Separat-Abdruck (Petersburg 1846). 8.
- Bemerkungen über das Werk: *Russia and the Ural-Mountains* by R. J. Murchison, de Verneuil and Count Keyserling, und dessen Ergänzung: *Beobachtungen auf einer Reise in das Petschoraland*. Mitgetheilt in einer Versammlung von Freunden der Naturwissenschaften in Wien am 5. Oct. 1846. (Aus den österr. Blättern für Kunst und Literatur bes. abgedruckt.) Wien 1846. 8.
- Bemerkungen über einige Structur-Verhältnisse der Nummuliten, nebst einigen brieflichen Mittheilungen von Prof. Zenschner. Verhandl. der Russ. Kaiserlichen Mineralog. Gesellschaft zu Petersburg 1847. S. 17—22.
- Fossile Mollusken, in Widdendorffs „Sibirische Reise“. T. I, 1-re partie. S. 241 bis 258 (1848).
- Notiz zur Erklärung des erraticen Phänomens (mit Zusatz von dem Akademiker v. Baer). (Lu le 24. avril 1863.) Bull. de l'Acad. T. VI, p. 191—217. Mém. phys. et chim. T. V, p. 505—542.
- Aus den Reisetagebüchern des Grafen Georg Cancrin. Mit einer Lebensskizze Cancrins. Bd. 1—2. Braunschweig 1865. 8.
- *Polypodiaceae et Cyatheaceae Herbarii Bungeani*. Spzg. 1873 (Engelmann). gr. 8.
- *Gen. Adiantum L.* (avec 1 pl.). (Lu le 17. septembre 1874.) Mém. de l'Acad. des Sc. de Pétersbourg. VII-e Série. T. XXII, N° 2. 1875.
- Antrag auf Versuche mit einer Wald-Grund-Einschätzung bei der bevorstehenden Saken-Revision. (Reval 1878.) 4.

Nachfolger von Bradtes zum Curator des dorpater Lehrbezirktes ernannt wurde.“

Bis hierher sind wir dem Gewährsmanne der „Petersburger Zeitung“ gefolgt. In der Absicht, auf die nun folgenden acht Jahre des Curatoriums später näher einzugehen, wollen wir hier noch hinzufügen, daß Reyslering am 23. Oct. 1869, nachdem er im Jahre vorher zum Meister des Hofes Sr. Kaiserlichen Majestät ernannt worden war, die erbetene Entlassung aus dem Staatsdienste Allergnädigst gewährt wurde. So weit die Stellung als Landrath seine Anwesenheit in Reval nicht erforderlich machte, brachte Reyslering die Zeit der nun folgenden 22 Jahre, mit einer kurzen Unterbrechung von kaum einem Jahre, wo er 1872 bis 1873 in Deutschland, vorherrschend in Weimar weilte, auf seinem Landgute Raiküll in Estland zu, der Wissenschaft und den Landesinteressen lebend. Von Weimar aus besuchte er seine alten Jugendfreunde Grisebach und den Fürsten Bismarck, lernte in Berlin in Veranlassung seiner pteridologischen Studien den damals würdigsten Vertreter der morphologischen Botanik Alexander Braun kennen und machte in Jena die persönliche Bekanntschaft mit drei der Hauptrepräsentanten des Darwinismus in Deutschland: Gegenbaur, Haeckel und Strasburger.

Neun Monate vor seinem Tode führte ihn eine Aufforderung des einstigen Stubengenossen, des Fürsten Bismarck, zu einem mehrwöchentlichen Besuch desselben nach Friedrichsruh.

Daß es an Zeichen äußerer Anerkennung der Thätigkeit eines so großen Gelehrten wie Staatsmannes nicht gefehlt, ist selbstverständlich; wir wollen hier nur erwähnen, daß er Ehrenmitglied der höchsten wissenschaftlichen Institution des Reiches, wie zahlreicher in- und ausländischer Universitäten und Körperschaften war, desgleichen ordentliches und correspondirendes Mitglied, Ehrendoctor der berliner und dorpater Universität, Geheimrath und Ritter hoher Orden. Die Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft, wie um die Landesinteressen fand einen schönen Ausdruck in der schlichten, aber herzerhebenden Feier seiner fünfzigjährigen schriftstellerischen Thätigkeit am 27. Dec. 1887 zu Raiküll, worüber seiner Zeit unsere Tagesblätter eingehend berichtet haben.

Wenden wir uns jetzt, nachdem wir den äußeren Lebensgang Reyslerings in den Hauptzügen kennen gelernt, der Betrachtung seines inneren Lebens, des Geistes- wie Gemüthslebens zu. Bestreben wir uns, seine Geistesrichtung zu erfassen und aus dieser die Eigenartigkeit seines Wirkens und Schaffens als Forscher, Gelehrter und Denker zu verstehen, versuchen wir es, seinen Charakter, die ethische Seite seiner Persönlichkeit kennen zu lernen, um den ganzen Menschen würdigen zu können.

Ein nie rastender Trieb nach Wahrheit, gezügelt durch die Skepsis eines eminent kritischen Verstandes, verleiht der Geistesrichtung Reyslerlings charakteristisches Gepräge. Die Neigung, einerseits mit unerbittlicher Logik die Begriffe zu analysiren, andererseits sie in origineller, für den Leser oder Hörer höchst überraschender Weise zu combiniren, bildet einen weiteren hervorragenden Zug seines Geistes, der eben so kritisch als productiv ist, gleich groß in Analyse wie Synthese.

Halten wir hieran fest, so wird es uns verständlich, daß Reyslerling bei seiner eminenten Begabung während der längsten Zeit seines Lebens, bei der Mehrzahl seiner wissenschaftlichen Arbeiten hat Befriedigung finden können in der classificatorischen Systematik. Hierin liegt der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, und somit ist es nicht zutreffend, ihn als Mann der Wissenschaft, wie es allgemein geschieht, unter die Geologen zu rubriciren. Er war Morpholog, d. h. Zoolog und Botaniker, auf dem Gebiete classificatorischer und beschreibender Systematik. Mehr Berechtigung hätte es, ihn als Paläontologen zu bezeichnen, denn die Paläontologie ist, kurz ausgedrückt, angewandte systematische Zoologie und Botanik; sie wird zu einem integrirenden Theil der Geologie durch die Kenntnißnahme der fossilen Thiere und Pflanzen zum Zweck geologischer Altersbestimmung. Reyslerlings Leistungen auf dem Gebiete der Geologie und Geognosie treten durchaus zurück gegen seine hervorragenden Verdienste auf dem Gebiete der Paläontologie, so im zweiten Bande des oben erwähnten, großartigen Werkes von Murchison, Verneuil und Reyslerling, das die Grundlage der Geologie Rußlands bildet; in diesem Werke tritt er uns im Grunde als systematischer Zoolog entgegen.

Die größten Verdienste um die Wissenschaft hat er sich, wie mir scheint, durch die bei der Bearbeitung der Wirbelthiere Europas zuerst von ihm angewandte „antithetische Methode“¹ der Classification erworben. Die Bedeutung dieses oben erwähnten Werkes: „Die Wirbelthiere Europas 2c.“, hebt in richtiger Würdigung der antithetischen Methode Dr. G. v. Seydlitz in seiner *Fauna baltica*, die Käfer 2c.² hervor, wenn er sagt: „Das Werk „Die Wirbelthiere Europas“, welches Sie zusammen mit Prof. Blasius herausgaben, ist nun ein halbes Jahrhundert alt, aber heute noch ein Muster natürlicher Systematik und unübertroffen dastehend. Jedem, der sich mit

¹ Sich selbst hat Reyslerling über die antithetische Methode eingehend ausgesprochen in der Vorrede zu einer Abhandlung über die Polypodiaceae et Cyatheaceae herbarii Bungeani, 1873. Hier findet auch der Leser eine Auseinandersetzung der Begriffe Art, species, die Unterscheidung von absoluter und relativer Art. Den Naturforschern unter meinen Lesern möchte ich die Lectüre dieser Vorrede angelegentlichst hiemit empfehlen.

² Dr. G. v. Seydlitz hat das oben genannte Werk dem Grafen Reyslerling zu dessen 50jährigem Schriftsteller-Jubiläum als Festgabe gewidmet.

Säugethieren oder Vögeln Europas wissenschaftlich beschäftigt, ist es ein Katedchismus. Aber auch für andere Gebiete der Zoologie war die durch Ihr Werk eingeführte Methode, welche das Ganze der morphologischen Thatfachen in der knappen Form dichotomisch angeordneter Synthese darstellt, bahnbrechend. Statt endloser Coordination von zusammenhanglosen Einzelbeobachtungen und Einzelbeschreibungen brachte diese Methode die wahre vergleichende Morphologie zu logischer Geltung, übertrug die Forderung unseres Altmeisters Carl Ernst von Baer, Beobachtung und Reflexion zu verbinden, vom Gebiete der Entwicklungsgeschichte auf das der natürlichen Systematik und machte diese dadurch zu einer logischen Wissenschaft. Ohne diese Methode hatte sich die sog. Systematik, weil eben nichts von System in ihr zu finden war, die Bezeichnungen „trocken“, „geistlos“ u. s. w. erworben, mit derselben aber wird sie befähigt, weit über die Grenzen der Fachgenossen hinaus an der geistigen Schulung der Jugend theilzunehmen und so der ganzen Menschheit zu gut zu kommen.“

Die modernen Morphologen, Zoologen wie Botaniker, pflegen meist achselzuckend auf die „Systematiker“ herabzusehen, befangen in ihrer Einseitigkeit und irregeleitet durch das Treiben der auf dem Gebiete der Systematik sich gern tummelnden Dilettanten, die meist nur Sammler sind; es kommt ihnen daher nicht zum Bewußtsein, daß die von dauerndem Werth begleitete Arbeit auf dem Felde der Systematik mindestens eben so viel Begabung, Gewissenhaftigkeit, Fleiß, Mühe, Geduld u. erfordert, als auf dem Gebiete der Anatomie, Entwicklungsgeschichte und Physiologie. Wer auf beiden Gebieten gearbeitet, wird meinem Urtheil gewiß beistimmen. Reyslerling besaß alle zu einem ausgezeichneten Systematiker erforderlichen Eigenschaften nicht nur in hohem, sondern im höchsten Maße, woher er auf diesem Gebiete Ewiges geleistet.

War Reyslerling auf dem Gebiete der modernen Morphologie und Physiologie nicht selbst thätig, so beherrschte er doch dieselben vollkommen, so weit dieses möglich ist durch Aufnahme und Aneignung fremder Arbeit; ja, noch viel mehr, er war nicht nur zu Hause auf dem Gebiete der gesammten Naturwissenschaften, sondern, wie wir weiterhin noch sehen werden, er war auf keinem Gebiete des menschlichen Wissens ein Fremdling.

Als Naturforscher gehört er zu den letzten derjenigen, welche wir als Naturforscher im großen Styl zu bezeichnen pflegen, wie z. B. einen Pallas, Cuvier, Humboldt, K. E. v. Baer. Heute hat die Wissenschaft durch den Ausbau ihrer einzelnen Disciplinen einen so riesenhaften Umfang gewonnen, daß solch eine Universalität, wie sie uns bei den genannten Männern entgegentritt, nicht mehr möglich erscheint.

Als Reyslerling seine Studien begann, herrschte in der Zoologie wie

Botanik noch die systematische Richtung, seine Freunde Grisebach und Blasius waren ausgesprochene Systematiker. Freilich lernte er auch früh die Begründer der heutigen mikroskopischen Forschung: Schleiden und Schwann kennen und verkehrte mit ihnen; somit fand er Gelegenheit, auch den Gebrauch des Mikroskops kennen zu lernen und zu schätzen, doch hat er auch bis ins spätere Lebensalter bei seinen Untersuchungen vom Mikroskop Gebrauch gemacht, so geschah es doch in der Weise der älteren Forscher, die moderne mikroskopische Technik hatte er sich nicht angeeignet und sah sich daher, wenn seine Untersuchungen es erforderten, namentlich bei seinen Farn-Studien, nach jüngeren Hilfskräften um. So fand Schreiber dieser Zeilen Gelegenheit dem großen Manne hilfreiche Dienste zu erweisen und das seltene Glück, ihm persönlich nahe zu treten. Wie mir scheint, hielt Reyslerling ein gewisser Mangel manueller Geschicklichkeit ab, sich an der mikroskopischen Forschung zu bethätigen, denn er bezeugte ihr das lebhafteste Interesse und überschätzte vielleicht die Arbeiten Anderer auf diesem Gebiete¹, während er seiner eigenen classificatorisch-systematischen Untersuchungen nur mit der größten Bescheidenheit gedachte und ihnen gewissermaßen einen untergeordneten Werth beilegte. Sehr bezeichnend in dieser Richtung ist eine Auslassung in einer brieflichen Mittheilung (aus Weimar 1873):

„Ob Sie einst von der *via regia* der Entwicklungsgeschichte und Histologie aus in die Straßen und Gäßchen dringen werden, in denen die *tribus*, *genera* und *species* der Farne etablirt sind? Sie haben noch zu viel große Gebiete wegbar zu machen, um an die kleinen Städtchen und Dörfer viel zu denken. Indes könnte es sich doch einst zu Ihrer Erholung machen, daß Sie mit einzelnen Farn-gattungen in ein vertrauterer Verhältniß treten. Dann, denke ich, könnten einzelne Bemerkungen auf meinen Blättern² auch für Sie etwas sachliches Interesse haben. Vorläufig kann es Sie nur

¹ Ich möchte hier ein Erlebnis mit Reyslerling am Mikroskop erzählen, das mir persönlich außerordentlich werthvoll ist, insofern mir dadurch der Blick für das Gefühlsleben Reyslerlings geöffnet wurde. Es war zu der Zeit, wo er sich eifrig mit dem Studium der Farnkräuter beschäftigte und mehrfach meine Hilfe in Bezug auf mikroskopische Untersuchung in Anspruch nahm. Zufällig legte ich ihm eines Tages ein wohlgelungenes Präparat eines Querschnittes durch einen Farnblattstiel vor; ich muß hinzufügen, daß solch ein mit geeigneten Reactiven behandeltes Object allerdings einen farbenprächtigen, ästhetischen Anblick gewährt. Reyslerling prallte wie geblendet zurück, und ein tiefes „Ach! das ist prachtvoll!“ entrang sich seiner Brust. Ich war nicht weniger konsternirt, als ich den ruhigen, ernststen Mann, bei dem ich bisher noch nie, auch nicht den leisesten Gefühlsausbruch wahrgenommen, so tief ergriffen sah durch den Anblick eines Präparates, wie andere mehr ich zu Demonstrationszwecken her-gestellt hatte.

² Polypodiaceae et Cyatheaceae Herbarii Bungeani.

persönlich, wegen des Antheils, den Sie an meinen Beschäftigungen stets so freundlich genommen haben, interessiren.“ Ferner noch eine Stelle (aus einem Briefe aus Reval, den 7. Sept. 1884): „Als Nebenbeschäftigung würde ich jedem neueren Botaniker etwa ein kleines Gehege anrathen zu systematischen Exercitien, um mit dieser relativ für Auge und Einbildungskraft weniger angreifenden Beschäftigung für den Fall der Altersmüdigkeit versehen zu sein!“ In Bezug auf die Werthschätzung der vergleichenden Methode und der Entwicklungsgeschichte bei Entscheidung morphologischer Fragen möchte ich noch eine Stelle aus einem Briefe (vom März 1871) mittheilen, in der zugleich ein charakteristischer Zug der originellen Denk- und Ausdrucksweise Reyslerlings hervortritt: „Die vergleichende Methode ist gewiß ein königlicher Weg, aber man kann schlecht vergleichen, und das hat oft phantastisch gewirkt.“ Die Entwicklung wird wohl der päpstliche Weg sein, wenn man die Infallibilität dafür beansprucht. Der Papst hält aber freilich nichts von der Entwicklung, und daher wird er wohl auch nicht infallibel sein.“

Der Naturforscher der Neuzeit wird in Bezug auf seinen Standpunkt in erster Linie beurtheilt nach seiner Stellungnahme zur Descendenztheorie, resp. zum Darwinismus. Wir müssen daher noch die Frage beantworten: wie stand Reyslerling zum Darwinismus?

Die Frage nach der Abstammung und Entstehung der Arten hat Reyslerling fast 40 Jahre seines Lebens beschäftigt, doch hat er seine Ansichten hierüber, mit Ausnahme einer beiläufigen Notiz, nicht durch den Druck veröffentlicht, wohl aber mündlich sehr häufig, seltener brieflich, sich über den beregten Gegenstand ausgesprochen. Unter seinen Vorgängern auf dem Gebiete der Descendenzlehre führt Darwin in der Vorrede zu seinem berühmten, allbekanntesten Werke: „Ueber die Entstehung der Arten“, auch Reyslerling an¹ mit den Worten: „Im Jahre 1853 hat ein berühmter Geologe, Graf Reyslerling (im Bull. de la Société géologique, tome X, p. 357), die Meinung vorgebracht, daß zu verschiedenen Zeiten eine Art Seuche, durch irgend welches Miasma veranlaßt, sich über die Erde verbreitet und auf die Keime der bereits vorhandenen Arten chemisch eingewirkt habe, indem sie dieselben mit irgend welchen Molekülen von besonderer Natur umgab und hierdurch die Entstehung neuer Formen veranlaßte!“

Als Reyslerling die Feier seiner fünfzigjährigen schriftstellerischen Thätigkeit beging, unterhielt er nach aufgehobener Tafel seine Gäste mit gewohnter Liebenswürdigkeit in anregendster Weise durch Mittheilungen über Darwin (dem er persönlich befreundet war), Darwinismus und seinen Standpunkt

¹ Charles Darwin. Ueber die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich, übersetzt von Bronn, Stuttgart 1860. S. 5.

zu demselben. Er wurde von den anwesenden Naturforschern gebeten, seine Ideen über die Lehre Darwins zu veröffentlichen, welche Bitte später noch mehrfach von seinem Sohne wiederholt wurde, mit dem Wunsche, der Vater möge die Gedanken und Ansichten, welche er (der Sohn) gesprächsweise so häufig vernommen, in an ihn gerichteten Briefen formuliren. Zu unserer Freude ist die Bitte erfüllt worden; in zwei Briefen, vom Dec. 1888 und Mai 1889, die bald der Oeffentlichkeit übergeben werden sollen, legt Reyslerling seinen Standpunkt in prägnanter Kürze klar und offen dar. Leider ist es nicht möglich, einen kurzen Auszug dieser Briefe zu geben, da sie selbst ein Extract seiner im Laufe eines langen Lebens gereiften Ansichten und Erfahrungen darstellen. Nur die Hauptgesichtspunkte andeutend, möchte ich in wenigen Sätzen, die dem hochinteressanten Aufsatz entnommen werden mögen, die Endresultate der Reyslerlingschen Gedankenarbeit dem Leser vorführen.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Naturforscher mit dem Begriff „Art“, «species» operiren, ohne festgestellt zu haben, was man unter diesem Begriff zu verstehen hat; der Eine giebt diese, der Andere jene Definition, der Eine nennt Art, was der Andere als Varietät bezeichnet und umgekehrt. Man spricht von „guten“ und „schlechten“ Arten, von Anschauungs- und Begriffsarten, von physiologischen Arten. Um nun Mißverständnissen vorzubeugen, sucht Reyslerling zunächst den Begriff „Art“ festzustellen; er gelangt hierzu auf dem Wege seiner alten „antithetischen Methode“ oder, wie er hier sagt, durch ein „System disjunctiver Begriffe“.

„Disjunctive Begriffe sind solche, wo Prädicate, die sich wechselseitig ausschließen, zwei oder mehreren Subjecten durch disjunctive Urtheile beigelegt werden.“ Demnach ist die Art ein Begriff und keine Anschauung. „Art ist in einem System disjunctiver Begriffe ein untheilbarer letzter Begriff, der unbestimmt viel Einzelwesen umfaßt; ein wissenschaftlicher Begriff — so lange leer, bis die Anschauung ihm einen Inhalt giebt. Die Anschauung liefert wiederum nur Typen, um die herum die Einzelwesen schwanken, ist aber für die Begrenzung der Art, mit Kant zu sprechen, „blind“. . . . Viele Naturforscher sprechen so, als wären die Typen der Anschauung Arten und verlassen damit eigentlich den Boden der wissenschaftlichen Systematik.“

Auf die Lehre Darwins nun eingehend, macht er ihr drei Vorwürfe, „sie habe nicht erklärt oder verständlich gemacht: 1) die unvermittelten Grenzen zwischen den Arten; 2) die von der Paläontologie auf der ganzen Erde nachgewiesene identische Ordnung der Folge von Faunen und Floren mit vorherrschend ähnlichen Typen; 3) den Fortschritt dieser Typen in geologischer Zeit von dem Allgemeinen zum Besonderen in ihren

Organen, von dem Niederen zum Höheren — bis hinauf endlich zu dem Menschen, mit seinem übermächtigen Gehirn.“ . . . Er fährt fort: „Es scheint aber die Lehre Darwins ohne wesentliche Abänderung ihrer Grundlage recht wohl dahin ausgebildet werden zu können, um auch das zu erklären, was bisher der Erklärung fehlte. Das soll im Folgenden versucht werden, freilich nur in Gedanken.“

Die Lehre Darwins, so weit sie durch Beobachtung und Experiment begründet ist, sei zureichend nur so lange es sich um die Entstehung von Racen und Varietäten handelt, in Bezug auf die Arten sei sie nur Hypothese. Hier möchte ich eine Stelle aus einem Briefe Reyslerings (vom 7. Sept. 1874) einrücken:

„Nur Ideencombinationen hat der Darwinismus gefördert, aber . . . wo uns die exacten Beobachtungen im Stich lassen und doch Erklärungen gefordert werden, da drängt er sich unwiderstehlich auf. Es giebt bisher nicht eine andere, eben so glückliche Combinationsweise, trotz aller seiner unleugbaren Schwächen,“ und aus einem anderen Briefe desselben Jahres noch eine Bemerkung, die gegen die Anhänger des Darwinismus gerichtet ist, welche meinen, mit den Ausdrücken „Vererbung“ und „Variabilität“ sei eine Erklärung gegeben, die eine weitere Erforschung entbehrlich machte. „Die Vererbung muß doch durch den Keim gehen, in einer Beschaffenheit des Keimes begründet sein, die ein Problem der Forschung ist. Die Gräfin Belgiojoso, die viel in den Harems der Türkei verkehrt hat, bemerkt; wie unmöglich es ihr gewesen wäre, den Grund und die Zweckmäßigkeit des westeuropäischen Familienlebens den türkischen Frauen verständlich zu machen; sobald man ihnen aber sagte, so ist bei uns der Gebrauch, so glaubten sie Alles verstanden zu haben. Mit den Worten „Vererbung“ eine Erklärung gegeben zu haben, die keiner weiteren Forschung bedarf, scheint mir ungefähr der Standpunkt jener türkischen Frauen.“

In dem Chemismus des Keimplasmas, der Keimelemente und zwar des Chromatins, in welchem die heutigen Morphologen wohl allgemein den Träger der erblichen Eigenschaften sehen, erblickt Reyslering die reelle Bedingung, den wahren Grund der Entstehung der Arten. „Die Keimelemente bestehen aus Atomgruppen von außerordentlicher Mannigfaltigkeit, in Zahl und Lage; ändern aber ab, wie alle chemischen Verbindungen, nicht nach *c o n t i n u i r l i c h e n*, sondern nach *r h y t h m i s c h e n* Verschiebungen. Die bloß continuirlichen Steigerungen und Minderungen mögen Anlaß geben zu Racen und Varietäten — und mögen den Eintritt von rhythmischen Aenderungen der Constitution in den Keimelementen vorbereiten. . . . So, denke ich mir, wirkten die von Darwin hervorgehobenen drei Vorgänge: die Variation, Ausmerzung und Vererbung, *v o r b e r e i t e n d*, bis nach einer

langen Reihe von immer in etwas anderer Weise wiederholter Auflösung und Ausscheidung der Keimelemente ihre Zusammensetzung an eine Grenze gelangt. In der bisherigen Weise geht es nicht weiter. Aufhören oder nach einem neuen Rhythmus sich fortpflanzen, ist dann der Ausweg. Aussterben oder Metamorphose ist die Alternative.“ . . . „Ueber Stufen und nicht über eine schiefe Ebene hat sich die Thier- und Pflanzenwelt auf Erden zu immer höherer und mehr und mehr differenzirter Organisation emporgehoben.“

Ist diese Definition richtig, so kann es keine Uebergangsformen zwischen Arten geben, und thatsächlich ist es so; denn wo man geglaubt hat, solche Zwischenformen zu finden, beruht die Behauptung auf mangelhafter Beobachtung oder unrichtiger Fassung des Begriffes Art, muß Schreiber dieser Zeilen behaupten, auf Grundlage seiner eigenen Untersuchungen an einer sehr polymorphen Pflanzengruppe, in welcher die Heißsporne des Darwinismus eine wahre Fundgrube für Artenstehung durch ganz allmähliche Uebergänge entdeckt zu haben glauben.

Schließen wir mit den letzten Sätzen des Briefes: „Erst wenn man genau die atomistische Constitution des Chromatins erkannt haben wird, läßt sich hoffen, daß wir den realen Grund der Specificationen in der Natur ein wenig mehr werden kennen lernen. Jetzt kennen wir davon nur so viel, daß die Albuminate überraschend vielatomige und durch Gährungen und andere Wirkungen leicht veränderliche Körper sind, von sogenanntem labilen Gleichgewicht. So viel Species, so viel chemisch zu charakterisirende Protoplasten! Darauf, denke ich, wird diese Aufgabe hinauslaufen.“

Bevor wir von Reyslerling dem Naturforscher scheiden, möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß sein großer Freund, dessen hundertsten Geburtstag wir kürzlich gefeiert, R. E. von Baer, durchaus die Auffassung Reyslerlings in Bezug auf die Entstehung der Arten durch sprungartige Entwicklung theilte, desgleichen sein Freund Alex. von Bunge, der eben so geistvolle als gründliche Systematiker.

Indem wir uns zur Betrachtung des Gelehrten und Menschen Reyslerling wenden, drängen sich uns ganz unwillkürlich die Worte Goethes auf:

„Willst du in's Unendliche schreiten,

Gehe im Endlichen nach allen Seiten!“

denn gleich dem Autor dieser Worte war Reyslerling bestrebt den in jenem Spruch enthaltenen Rath zu befolgen, und zwar mit einem Eifer und in einer Ausdehnung, wie es wohl kaum je in höherem Maße von einem Sterblichen geschehen ist.

Die Befriedigung seines unbegrenzten Dranges nach Wahrheit ver-

anlaßte ihn zu steter Arbeit, die sein eigentliches Lebenselement bildete, und zwar Arbeit, welche den ewigen Interessen der Menschheit zugewandt war. Er war ein Genie der Arbeit und erblickte das Genie, mit Buffon, in dem brennenden Durst nach Arbeit. Ausgestattet mit einer enormen Arbeitskraft (er bedurfte in 24 Stunden nur 4 bis 5 Stunden Schlafes), einem ganz außergewöhnlich treuen Gedächtniß, einer leicht und rasch, auch verwickelte Verhältnisse bewältigenden Auffassungsgabe, einem außerordentlichen Scharfblick in Bezug auf das körperliche wie geistige Auge und begabt mit einem eminent kritischen Verstande, hatte er sich ein Wissen zu eigen gemacht, das eben so sehr in die Breite als Tiefe ging, das ebenso durch Vielseitigkeit, als Gründlichkeit Staunen und Bewunderung erregte. Sein Verstand war aber nicht nur von kritischer Schärfe, zerlegend und zerlegend, er war, wie wir schon früher bemerkt, in gleichem Maße productiv, originell, combinatorisch, daher sein treffender, glänzender Wit, häufig von kaustischer, zermalmender Wirkung; kein Wunder, daß Viele eine große Scheu vor solcher geistigen Ueberlegenheit hegten. Hat doch sein Freund Bismarck, der eiserne Kanzler, dem Sohne Keyserlings das Geständniß abgelegt: „Ihr Vater war in meiner Jugend der einzige Mensch, dessen Verstand ich fürchtete!“

Denken wir uns mit diesen hervorragenden Eigenthümlichkeiten des Geistes die trefflichsten Eigenschaften des Herzens, von denen weiterhin die Rede sein soll, vereinigt, so werden wir nicht anstehen, dem Inhaber solcher Schätze das Prädicat wahrer Humanität beizulegen. Es hätte daher die Regierung wohl keine glücklichere Wahl treffen können, als sie 1862, nach dem Ableben v. Bradkes, Keyserling das Amt eines Curators des dortiger Lehrbezirks anvertraute. Er war wie prädestinirt, oberster Leiter eines Lehrbezirks, einer Universität zu sein, er, der die *universitas litterarum* in sich selbst vereinigte, und daher wie kein Anderer in der Lage, die Bedürfnisse und Leistungen einer Universität zu würdigen. So hat man denn auch stets in Bezug auf die Universität, mit verschwindenden Ausnahmen, seine segensreiche Thätigkeit anerkannt, während von Seiten der Schulmänner mehrfach Aeußerungen der Unzufriedenheit laut wurden, ja, ist er doch sogar als Gegner der allgemeinen Bildung, d. h. Volksbildung, verkehrt worden.

Wie mir scheint, haben die Unzufriedenen unter den Schulmännern Keyserlings Intentionen nicht verstanden, er war ihnen zu weitblickend; überdies ist die Schulfrage eine so schwierige und complicirte, daß sie wohl nie und nirgends zu allgemeiner Befriedigung gelöst werden wird. Die Unvollkommenheit des menschlichen Könnens auf diesem Gebiete ist uns in jüngster Zeit besonders nahe vor Augen gerückt worden im großen Nachbarstaate, der gerade durch seine Schulen eine so hervorragende Stellung unter den Culturvölkern einnimmt. Wie eng der Horizont jener Schreier gewesen,

die in Reyslerling einen Gegner der allgemeinen Bildung erblickten, tritt uns heute recht drastisch entgegen, wenn wir auf den Westen Europas blicken. Wohin hat die sogenannte Volksbildung geführt, d. h. die Verbreitung von Wissen, nicht Bildung, unter die Massen? Denn wahre Bildung unter das Volk zu tragen, ist einfach unmöglich. Wissen allein, selbst wenn es ein ausgedehntes ist, macht den Menschen eher unglücklich als glücklich, mindestens unzufrieden. Wir erleben jetzt die Folgen der Verbreitung von Wissen unter das Volk: es sind dadurch jene Geisteskrüppel gezüchtet worden, welche als Socialdemokraten und Anarchisten zu einer ernstesten, den Kulturfortschritt der Menschheit bedrohenden Gefahr geworden sind. Reyslerling war kein Doctrinär, er kannte die menschliche Natur, die menschliche Gesellschaft und deren Bedürfnisse besser als jene Liberalen, welche sich gern in den Mantel der Humanität hüllen.

Die Universität Dorpat hat unzweifelhaft ihre glänzendsten Tage unter dem Curatorium Reyslerlings erlebt, vollends als sich noch ein anderer Stern erster Größe in Dorpat niederließ, R. E. v. Baer. Die Führung der Museen in der Stadt am Embach hatten nun zwei leibhaftige Dioskuren (*Διοσκούροι*) übernommen.

Ein Jahr nach seinem Amtsantritt veranlaßte Reyslerling die Berufung Schleidens nach Dorpat, des berühmten Reformators der botanischen Wissenschaft, der freilich schon seit einem Decennium in seiner Wissenschaft thätig zu sein aufgehört hatte und sich mit Anthropologie, Philosophie und ästhetischen Studien beschäftigte; ein sehr beweglicher Geist und glänzender Redner. Wer die Zeit erlebt, wird sich der gewaltigen Erregung erinnern, welche sich der Gemüther in Dorpat bemächtigte, als Schleiden seine Vorlesungen über Anthropologie eröffnete hatte. Ganz Dorpat war in zwei Lager gespalten, nicht nur die akademischen Kreise. Die Geister platzten auf einander, die bisher so ruhig neben einander gelebt. Bot Schleiden in seinen Vorlesungen nichts positiv Neues und wurde die Wissenschaft nicht direct durch ihn gefördert, so ist doch der Einfluß nicht zu unterschätzen, welchen er durch seine scharfe und heftige Polemik auf die Gemüther ausübte; es wurden durch ihn doch manche neue Gesichtspunkte eröffnet. Schleidens Stellung war unhaltbar geworden, er erkannte das und verließ nach neun Monaten Dorpat. Es war durch ihn in die studirende Jugend ein frischer Zug gekommen, der durch ihre Lehrer weiter unterhalten wurde, welche in dem neuen Curator eine bis dahin ungeahnte Quelle geistiger Anregung fanden. Wer aus jener Zeit erinnerte sich nicht mit Freuden der genußreichen, die allgemeine Bildung fördernden „Montag-Abende“, der Diners im engeren Kreise von meist Naturforschern. Hier hatte man Gelegenheit, den großen Mann von stupender Gelehrsamkeit kennen zu lernen

und das gesellschaftliche Talent des feinen Weltmannes zu bewundern. In der Kunst der feinen Conversation war er ein unübertrefflicher Meister. Drei Eigenschaften verliehen, wie mir scheint, seiner Unterhaltung einen unwiderstehlichen Zauber: die Kunst zu reden, zu hören und zu schweigen; drei Gaben, die selten vereinigt zu finden sind, noch seltener in so hohem Grade ausgebildet, wie sie bei Keyserling angetroffen wurden. Das Gespräch, an welchem er sich betheiligte, verflachte nie; eine Trivialität, von seiner Seite ganz undenkbar, ließ er auch bei einem Anderen nicht aufkommen; was er aus Anderen hervorlockte, wußte er, wenn es nicht bedeutend war, so zu wenden und zu beleuchten, daß eine interessante Seite hervorschaute. In die Enge getrieben, wußte er stets durch einen überraschenden Witz, eine verblüffende Bemerkung oder eine geschickte Wendung sich aus der Affaire zu ziehen. Obgleich seine Stimme keinen Wohlklang besaß und der Rede Fluß, wie auf Widerstände stoßend, sich langsam fortbewegte, wurde man doch stets von dem Inhalt seiner Worte gefangen genommen in einem Maße, daß man darüber die physischen Unvollkommenheiten meist nicht empfand.

Kein Gebiet des menschlichen Wissens war ihm fremd. Nicht selten ereignete es sich, daß Fachgelehrte in einzelnen Theilen ihres Gebietes bei ihm Belehrung fanden, daß er ihnen in Bezug auf die Kenntnißnahme neuester Errungenschaften ihrer Wissenschaft voraus war, oder er beleuchtete, indem er sich von eigensten Untersuchungen von Fachgelehrten Mittheilungen machen ließ, diese in einer originellen überraschenden Weise, wobei dem Autor neue Gesichtspunkte aufgingen. Alles, was er aufgenommen hatte, war bei ihm gleichsam durch einen Schmelztiegel gegangen und kam dann zu geeigneter Zeit unter dem Gepräge seines Stempels wieder zum Vorschein, neu und glänzend. Die Goldbarren des Wissens, die er, durch einen Schmelzproceß sich aneignend, zu werthvollen Kleinoden verarbeitet hatte, theilte er freigebig und freudig aus, den erstaunten Empfänger überschüttend.

Durch und durch Aristokrat, in dem edelsten Sinne des Wortes, ein vollendeter Hof- und Weltmann, war er doch frei von jeglichem Standesvorurtheil; schlicht und bescheiden in seinem Wesen, wie in seiner äußeren Erscheinung, imponirte er doch durch edle Würde und Vornehmheit. Sein hoher Wuchs kam nicht ganz zur Geltung durch eine nach vorn etwas gebeugte Körperhaltung. Das leicht zur Seite geneigte, mächtige Haupt, auf dessen Antlitz unter einer herrlichen Denkerstirn milder Ernst lagerte, flößte Ehrfurcht und Vertrauen ein. Auch nach kurzem Verkehr gewann man die Ueberzeugung, daß ihm die seinem Freunde Grisebach nachgerühmte Sophrosyne oder hellenische Besonnenheit im höchsten Maße eigen war.

Außerordentlich mittheilfam in Bezug auf Alles, was Sache des Verstandes ist, war er gleichermaßen zurückhaltend in Betreff aller Aeußerungen

des Gemüthes; nur intimen Bekannten gestattete er Blicke in seinen inneren Menschen. Nehmen wir dazu sein ruhiges, gemessenes Wesen, so wird es verständlich, daß er bei den Meisten, die nicht in dauernde Berührung mit ihm traten, für einen vornehmen, kühlen Verstandesmenschen galt von unheimlicher Größe, dem nichts imponirte, der sich selbst genug war. Es ist mir das um so verständlicher, als auch ich anfänglich Keyserling für einen Mann hielt, der zwar wohlwollend, doch jeder tiefen, warmen Empfindung und Begeisterung nicht fähig sei, der sich das nil admirari zur Lebensregel gemacht, bis mir durch ein zufälliges Ereigniß¹ die Augen für sein Innenleben geöffnet wurden.

Ich habe ihn in der Folge kennen gelernt als einen Menschen von durchaus warmem, liebevollem, zartfühlendem, selbstlosem, opferbereitem Herzen, tief empfänglich und begeisterungsfähig für alles Große, Gute und Schöne. Er war der zärtlichste, liebevollste Gatte und Vater; die schöne Eigenschaft, seinen Freunden Treue bis ans Ende zu bewahren, welche Tugend er an seinen Jugendgenossen Grisebach und Bismarck rühmend hervorhebt, übte er in vollstem Maße. In seinen Briefen unterließ er es fast nie, theilnehmend sich nach seinen Freunden zu erkundigen, an sie Grüße aufzutragen.

Wenn er von Humboldt sagt, daß er geneigt war, „jungen Männern Aufmerksamkeit zu schenken, um sie zu erimuthigen, zu berathen und mit dem ganzen Gewicht seines wissenschaftlichen Ansehens zu unterstützen“, so trifft das in vollem Umfange bei Keyserling zu.

An sich selbst die höchsten Anforderungen stellend, war er nachsichtig und anerkennend in der Beurtheilung der Leistungen Anderer, besonders auf wissenschaftlichem Gebiete. Innige Freude empfand er an jedem Fortschritt in der Wissenschaft, zumal wenn derselbe von befreundeter Seite errungen oder gar durch von ihm angeregte und durch ihn geförderte Arbeiten erzielt worden war. Mit einer geradezu rührenden Bescheidenheit wies er seinen Antheil, seine Verdienste zurück, wenn ihm für die geleistete Unterstützung und Förderung der ihm gebührende Dank vom Autor ausgesprochen wurde. Frei von Neid und Eitelkeit, war es ihm im Hinblick auf den Fortschritt der Wissenschaft gleichgiltig, ob er oder ein A n d e r e r eine neue Wahrheit fand; er freute sich, wenn sie überhaupt gefunden wurde.

Wer an sich die Förderung durch Keyserlings lebhaftes Interesse erfahren, wer die wohlthuende und erwärmende Theilnahme, die aus seinem guten Herzen floß, genossen, wem das Glück zu Theil geworden, seine Gunst, seine herzlichste Zuneigung zu erwerben, fürwahr, dessen Leben hat eine Weihe erhalten, der kann, was ihm das Schicksal auch Schweres bringen mag, nicht dauernd unglücklich werden.

¹ Vgl. die Fußnote auf S. 261.

Die großartige Selbstlosigkeit und Opferfähigkeit Keyserlings tritt uns in seinem Patriotismus, seiner Liebe zur Heimath entgegen. Er hat mehr als die Hälfte seines Lebens und zwar die besten Jahre desselben, in welchen der Mann seine größte Productivität entfaltet, den Interessen des Landes gewidmet, in welchem er, ein Fremdling, in Anlaß seiner Verheirathung sesshaft wurde. Es liegt außerhalb des mir gesteckten Rahmens, auf die politische Thätigkeit Keyserlings einzugehen; der Leser mag in dieser Beziehung auf die Darstellung von Harald Baron Toll verwiesen sein¹, in welcher Keyserling ihm auch groß auf dem Gebiete der Landespolitik entgegentreten wird. Der Mann der Wissenschaft jedoch, zumal der Naturforscher, wird nicht umhin können, sein schmerzliches Bedauern auszudrücken darüber, daß Keyserlings eminente Arbeitskraft der wissenschaftlichen Forschung auf mehr als ein Decennium so gut wie gänzlich entzogen wurde, und das während des productivsten Lebensalters; er wird es um so mehr bedauern, als die Erfolge, welche Keyserling auf dem Gebiete der Landespolitik erzielt, so glänzend sie auch sein mögen, nicht den Hoffnungen entsprachen, die er selbst an seine Hingabe für die Interessen des Landes geknüpft hatte. Die Verhältnisse waren zu eng, zu klein für den hohen Flug seines Kosmopolitismus, er konnte seine Schwingen nicht entfalten, gleich einem Aar, den man in einen zu engen Käfig geschlossen.

Ah! unsere Thaten selbst, so gut als unsere Leiden,
 Sie hemmen unseres Lebens Gang.

Die herbe Wahrheit dieser Worte hat Keyserling reichlich erfahren, gerade auf dem Gebiete seiner politischen Thätigkeit. Es liegt hierin die Tragik seines scheinbar so harmonischen Lebens. Stille Wehmuth beschleicht uns nun, wenn wir die Worte Keyserlings in seinen Aeußerungen über das Leben seines Freundes Grisebach lesen. „A. Grisebach gehört zu den Glücklichen, die den Beruf, der ihnen innerlich am meisten zusagt, früh erfaßt haben und ihm ungestört folgen können, bis ans Ende.“ Fühlen wir nicht aus diesen Worten uns das Geständniß entgegen klingen: Ich war nicht einer jener Glücklichen?

War sein Leben nicht ohne Disharmonie, so war doch seine Natur eine durchaus harmonische, und daher fand er das Gleichgewicht der Seele bald wieder. Rieß ihn „in des Lebens labyrinthisch irem Lauf“ der Verstand im Strich, so brauchte er nur in die Tiefe seiner Brust zu greifen, und die Widersprüche glichen sich aus. Kunst und Religion bildeten bei ihm das nothwendige Complement der Wissenschaft, und so besaß er Alles, um ein Philosoph zu sein. Er war Kantianer; von den Alten schätzte er Plato am höchsten.

¹ In der „Riga'schen Zeitung“ 1888, auch im Sonderabdruck erschienen unter dem Titel: Landrath Alex. Graf Keyserling.

Für seine durchgeistigte Natur ist es bezeichnend, daß von den Künsten die beeeelteste und beeeelendste, die Musik, seinem Wesen am meisten entsprach und unter den Componisten der eben so gefühl- als geistestiefe Beet-hoven ihm vor allen zusagte. „Gern spielte er auch Mendelssohn, und in seiner Jugend hat er manches Lied componirt, das leider nicht aufgeschrieben worden ist,“ heißt es in einem Briefe, welchen ich von competentester Seite erhalten¹.

Wie in der Wissenschaft, war er in der Poesie zu Hause; seine vielseitige und große Sprachkenntniß unterstützte ihn hier in ausgiebigster Weise. Von den Alten war Homer sein Liebling, den er wiederholt im Original, wie in der Bösschen Uebersetzung gelesen. „Für die großartige Poesie der Bibel, die er am höchsten stellte, war er sehr empfänglich. Vielseitig war seine Kenntniß der deutschen, englischen, italienischen, französischen und russischen Literatur. Shakespeare, Molière, Dante, Tasso las er im Original. Unsere großen deutschen Dichter Schiller und Goethe gehörten natürlich zu seinen Lieblingen. Aus dem Faust kannte er viele Stellen auswendig, besonders aus dem Spaziergange und declamirte sie oft, wenn wir im Frühling in Raiküll durch Wald und Wiesen wanderten. Er hob in Goethes Werther die ausgezeichneten Naturschilderungen und seinen psychologischen Bemerkungen hervor, wie sie auch in den Wahlverwandtschaften vorkämen, und meinte, daß die Gegenwart diese Werke unterschätze. . . . Eine gewisse Vorliebe hatte er für Theodor Hoffmanns phantastische Märchen, dagegen hatte er sich für Jean Paul, den er zu geschmacklos fand, nie begeistern können.“

Die Religion war Reyslerling tief innerlichste Herzenssache; er war frei von jeglichem Mysticismus, frei von den beengenden Fesseln des Confessionalismus. Als diesen seinen Standpunkt bezeichnend, möchte ich einen Ausspruch, den er gelegentlich eines Gedankenaustausches über David Strauß' „Der alte und neue Glaube“ brieflich gethan (März 1873), hier mittheilen: „Unsere Pastoren sollten nicht auf Concordienformel und andere symbolische Bücher verpflichtet werden — der falsche Eid rächt sich — sondern auf christliche Liebe, lauterer Wahrheitsstreben und Pflege der Empfindung des Ewigen im Menschen. Diese drei Gelübde sollten sie in Thaten und Worten vor Augen haben, und es wäre das besser als irgend ein Bekenntniß mysteriöser Art.“ In Betreff seines Christenthums kann ich noch folgende Mittheilung von competentester Seite machen: „Bei aller Schärfe seines eminent

¹ Frau Baronin Taube, die Tochter des Grafen Reyslerling, hat die große Güte gehabt, auf die Bitte um Nachrichten über das Innenleben ihres Vaters mir die gewünschte Auskunft zu ertheilen; ihrem Briefe sind außer der oben angeführten Mittheilung noch die weiter unten folgenden entnommen.

kritischen Verstandes legte er in der Religion den größten Werth auf die sogenannte „Liebesmacht“, die er im höchsten Maße in Christus fand und der nachzufolgen, sowohl in unseren Beziehungen zu Gott, als zu den Menschen, er für unsere höchste Aufgabe hielt; war ja das dreizehnte Capitel im ersten Corintherbrieft, sowie das Evangelium Johannis ihm besonders lieb.“

Dem Unsterblichkeitsglauben, wie er uns in der Bibel entgegentritt, hat er ein besonderes Studium gewidmet und das Ergebniß desselben unter dem Titel: „Bibelstellen über die Zukunft der Verstorbenen“ als Manuscript drucken lassen, das in zweiter Auflage 1876 erschienen ist und mit einigen Zusätzen aus dem Nachlasse des Verstorbenen bald in dritter Auflage erscheinen wird.

„Der Tod entriß ihn uns plötzlich inmitten seines Strebens, als die Lectüre von Wundts physiologischer Psychologie ihm neue Gesichtspunkte öffnete“, heißt es zum Schluß jenes dankenswerthen Briefes.

So finden wir Keyserling fast bis zum letzten Athemzuge bei der Arbeit, um den Drang nach Wahrheit zu befriedigen, immerfort bestrebt, die Geisteskräfte der Menschheit zu mehren und sich anzueignen; sonst bedürfnislos, dem Streben nach Erlangung materieller Güter durchaus abgewandt, in selbstlosem Interesse dem Wohle des Landes seine besten Kräfte leihend, jedes edle Streben nach Kräften unterstützend, seinen nächsten Angehörigen der liebevollste Gatte, Vater und Großvater, seinen Freunden treuester Freund. In den letzten Jahren in freigewählter Einsamkeit lebend, den Blick aufs Ewige gerichtet, erscheint er uns in seinem Alles umfassenden Wissen, in seiner hohen, lauterer Gesinnung ein ehrfurchtgebietendes und erhabenes Bild menschlicher Größe und Vollkommenheit — ein Weiser,

„denn hinter ihm, im weifen Scheine
Lag, was uns Alle händigt, das Gemeine!“

Edm. Ruffow.





Die holsteinischen Truppen bei der Thronbesteigung Katharinas II.

Aufzeichnungen eines holsteinischen Officiers.

Der Staatsstreich von 1762, welcher Katharina II. auf den russischen Thron führte, war in tiefem Geheimniß vorbereitet; die Ausführung geschah so rasch, daß wenige Stunden zu Katharinas Gunsten entschieden. Peter III. war gewarnt, aber er hatte nichts gethan, das Unheil rechtzeitig von sich abzuwenden. Und als die Bewegung gegen ihn am 28. Juni (9. Juli) plötzlich ausbrach, fand sie keinen nennenswerthen Widerstand. Peter war unentschlossen und was er zu unternehmen versuchte, geschah zu spät und ohne die rechte Energie. So dankte er am 29. Juni (10. Juli) ab.

Die Ereignisse dieser zwei bedeutungsvollen Tage liegen im Allgemeinen klar vor Augen. Eine weniger bekannte Episode daraus bilden nun die Vorgänge bei der kleinen holsteinischen Truppe von Dranienbaum, mit der Peter III. am 28. Juni einen Augenblick wohl gedacht hat sich vertheidigen zu können. Auch die neueren Darstellungen sind hier nicht ganz klar und übereinstimmend. Wann tauchte dieser Plan auf? Wie weit war man, als er gefaßt wurde, in der Umgebung des Kaisers unterrichtet über das, was in Petersburg vorging? In wie weit sind diese Truppen wirklich in Action getreten? Eine präcisere Beantwortung dieser Fragen dürfte nicht ganz des Interesses entbehren.

Aus den Familienpapieren eines livländischen Edelmannes gelangten nun zufällig Aufzeichnungen eines holsteinischen Officiers und Augenzeugen zu unserer Kenntniß, welche hierin eine deutlichere Beleuchtung zu ermöglichen scheinen und welche trotz ihres anspruchlosen Charakters und andererseits gerade deswegen einen nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte jener Tage bieten. Mit der größten Freundlichkeit wurde ihre Benützung uns freigestellt.

Der Verfasser stammte aus Livland, war aber in Kiel aufgewachsen, wo auch seine Familie lebte. Officier im holsteinischen Regiment des Herzogs Georg Ludwig, war er von Peter III. wenige Monate vor seiner Abdankung, im März 1762, zum Obersten ernannt worden. Er genoß als Flügeladjutant das Wohlwollen des Kaisers, und sein Bruder bekleidete eine höhere Stellung bei Hofe. Am 28. und 29. Juni befand er sich bei dem holsteinischen Regimente in Dranienbaum und Peterhof und theilte dessen Schicksal. Durch seines Bruders Vermittelung wurde er schon nach einem Tage freigelassen und erhielt sodann eine Anstellung als Amtmann in Holstein, wohin er schon Mitte Juli (etwa 13./24.) wieder zurückkehrte. Bereits im Frühjahr hatte er in Petersburg für seine Familie bestimmte Nachrichten über seinen bisherigen Lebenslauf niederzuschreiben begonnen. Ihnen fügte er nun eine Schilderung des jüngst im Juni Erlebten hinzu. Diese bildet den hier mitgetheilten Abschnitt seiner Aufzeichnungen. Am Anfang sagt er: „Nachstehendes habe ich bei meiner Herausreise aus Rußland vor Kronstadt oder eigentlich bei der kleinen Schanze Kronschlott in der Newamündung nach der Ostsee geschrieben.“ Noch auf derselben Seereise in der Nähe von Reval am 28. Juli (8. August) führt er seinen Bericht zu Ende. Man sieht, es ist ein offenbar noch unter dem frischen Eindruck des vor kaum einem Monat Erlebten von einem unmittelbaren Augenzeugen niedergeschriebener Bericht. Das tritt auch deutlich hervor in einer gewissen Erregung und scharfen Ausdrucksweise, mit welcher der Verfasser sich an einigen Stellen ausläßt.

Bevor wir die Aufzeichnungen selbst mittheilen, soll der Versuch gemacht werden, einige Angaben daraus in der angeedeuteten Richtung zu verwerthen.

Am Morgen des 28. Juni (9. Juli) befindet sich Peter III. in Dranienbaum. Nachdem Vormittags die gewöhnliche Parade gehalten worden, bricht er zwischen 11 und 1 Uhr¹ mit seiner Begleitung zu Wagen nach dem ungefähr 10 Werst entfernten Peterhof auf. Erst einige Werst hat er

¹ Die Stunde der Abfahrt wird verschieden, von den Einem auf 10 Uhr (Sollowjew, Gesch. Rußl. XXV, 113. Auch der österreichische Gesandte Mercy Argenteau in der Depeße an Kaunitz 1./12. Juli. Mag. d. hist. Ges. XVIII, 419), von den Andern auf 1 Uhr (Mercys Depeße an Kaunitz 13./24. Juli. Ebenda, S. 471. Biographie Peters des Dritten. Tübingen 1808. I, 123 [nach Casters]. Brückner, Geschichte Katharinas, S. 101. Bilbassow, Gesch. Katharinas, Bd. I, 437) angesetzt. Wenn unser Officier auch 11 Uhr angiebt, so dürfte ein späterer Termin, etwa zwischen 12 und 1 Uhr, doch das Richtigere treffen; denn mehr als 2½ bis 3 Stunden werden die Truppen kaum gebraucht haben, sich fertig zu machen und nach Peterhof zu marschiren. Dort kommen sie um 4 Uhr an; Peter ist in diesen Nachmittagsstunden im Garten, was wir auch anderweitig wissen (vgl. unten den Bericht). Die Stunde „11 Uhr“ mag dann wohl ein Versehen sein, indem der Verf. dabei etwa an den Beginn der Parade dachte.

zurückgelegt, als der vorausgeeilte Generaladjutant Gudowitsch in größter Hast wieder zurückgesprengt kommt und ihm eine Mittheilung macht, deren Tragweite man zwar noch nicht ganz überblicken konnte, die aber doch sehr geeignet war, Besorgnisse zu erregen. Von einem entgegenkommenden Kammerherrn hatte Gudowitsch erfahren, daß die Kaiserin aus Peterhof verschwunden sei¹; auch mochten irgend welche Gerüchte über Vorgänge in der Hauptstadt schon bis Peterhof gedrungen sein. Der Kaiser steigt aus dem Wagen und tritt, mit Gudowitsch sich besprechend, ein wenig abseits. Dann wird die Fahrt wieder fortgesetzt. Etwa auf dem halben Wege kommt ein Bauer entgegengefahren, der durch Winken den kaiserlichen Wagen offenbar zum Halten zu bewegen sucht; man beachtet ihn nicht. In Peterhof überzeugt der Kaiser sich davon, daß Katharina fort ist. Inzwischen ist auch jener Bauer wieder umgekehrt und in Peterhof angelangt; er überbringt eine eingehendere Meldung des Directors der Gobelinsfabrik Bresson über die Vorgänge in Petersburg: Katharina ist zur Kaiserin ausgerufen, die Regimente haben sich für sie erklärt, Alles ist in Bewegung. Man geräth in die größte Bestürzung; der Kanzler Woronzow und Andere werden hingesandt, um noch Genaueres über die Situation zu erfahren; man denkt an allerlei Pläne zur Rettung, zur Vertheidigung, man schwankt, man ist unentschlossen. Zu den Maßregeln, die jetzt ergriffen wurden, zählt man gewöhnlich auch das Herbeiholen des kleinen Häufleins Holsteiner aus Dranienbaum. Hier findet man von Aelteren und Neueren auf der einen Seite nur in allgemeinem Ausdruck angeführt, der Kaiser habe „erst“ oder „anfangs“, d. h. als er in Peterhof angelangt war und jene genaueren Nachrichten erhalten hatte, daran gedacht, sich mit den Holsteinern zu vertheidigen²; Andere wissen wenigstens, daß Peter, als er seine Gemahlin in Peterhof nicht vorfand, „nach allen Seiten Leute ausschickte, um die da stehenden Regimente zu versammeln“³, oder daß er „nach der Abreise Woronzows aus Peterhof“ die Holsteiner zu holen befaß⁴.

¹ Depesche Mercys vom 13./24. Juli l. c. Biographie Peters (Tüb. 1808) I, 123 (nach Castéra). Hermann, Gesch. Rußl. V, 295, der auch einen handschriftlichen Bericht vom 13. Juli benutzte, dessen Verfasser in Drienbaum war. Vgl. auch Solowjew, Gesch. Rußl. XXV, 113. Bilbassow, Gesch. Kath. I, 437 läßt Peter irrtümlicher Weise erst in Peterhof das Verschwinden Katharinas erfahren.

² Von Aelteren sagen dies: Mercys Depesche vom 1./12. Juli. l. c. S. 420. Russ. Anekdoten od. Briefe eines deutschen Officiers u. (Wansbeck 1765) S. 182. Merkwürd. Lebensgeschichte d. unglücklichen K. Peter d. Dritten (Leipzig 1773), S. 289 und darnach Hist. de Pierre III. (Londres 1774), S. 113. Ebenso von Neueren Solowjew, Gesch. Rußl. XXV, 114 und Brückner, Gesch. Kath. S. 101.

³ Merkwürd. Lebensgesch. Peters d. Dritten (Frankf. u. Spz. 1763), S. 40.

⁴ Biographie Peters III. (Tüb. 1808), I, 135.

War das der Fall, dann war eine solche Maßregel zu diesem Zeitpunkte eine zweck- und aussichtslose, welche durch das zagende Schwanken zwischen verschiedenen Plänen ihre scharfe Beleuchtung erhält. Verhielt es sich jedoch wirklich so? Die genauen Angaben unseres Officiers über die zwischen der Abfahrt Peters aus Oranienbaum und dem Alarmiren der Truppe verlossene Zeit lassen nun, will uns scheinen, kaum einen Zweifel darüber, daß der Kaiser die Holsteiner nach Peterhof beordnete, als er über die Vorgänge in der Residenz noch nicht genauer unterrichtet war. Daraus ergibt sich vielleicht ein Gesichtspunkt, von welchem aus der Versuch, das Handvoll Holsteiner zu verwenden, weniger lächerlich und zerfahren erscheinen mag, als man sonst wohl zu urtheilen geneigt ist. Daß Gudowitsch selbst den Marschbefehl bringt, weist auf den Zusammenhang der Dinge hin. Gudowitsch hört, die Kaiserin ist fort; zurückreitend meldet er das dem Kaiser; Peter bespricht mit ihm, was nun zu thun sei, und da beschließt man, doch für alle Fälle die Holsteiner nachkommen zu lassen. Gudowitsch selbst jagt sofort nach Oranienbaum, alarmirt die Truppe und jagt wieder zurück auf der Peterhofer Straße dem Kaiser nach¹. Wir wissen, daß er wieder bei ihm war, als Peter, um sich zu überzeugen, in seiner hastigen Weise Alles nach Katharina absuchte

Inzwischen sind die Holsteiner auch ausgerückt und kommen um 4 Uhr schon in Peterhof an². Hier war unterdeß die Beurtheilung der Sachlage doch eine andere geworden. Der Kaiser gab ihnen zwar auch eine Instruction, ja er fragte, ob sie zu Allem bereit seien; aber das geschah jetzt, wie wir annehmen dürfen, wohl, ohne daß man an einen wirklichen Erfolg dabei dachte. Da die Truppen nun einmal da waren, so mochten sie eben irgend wie verwerthet werden, und der Befehl, daß sie nicht zuerst schießen sollten, zeigt, daß Peter sich ernstlich auf sie zu stützen jetzt wohl nicht mehr im Auge hatte³; auch Münnich wies ja auf das Unzulängliche hin. Wir erfahren, daß er ihre Aufstellung in einem Walde anordnete⁴. Abends 9 Uhr, als er seine verspätete Excursion nach Kronstadt antrat, ließ er sie wieder nach Oranienbaum zurückmarschiren⁵. Am anderen Tage erfolgte dann ihre

¹ Gudowitsch kam nicht gut mit dem Kaiser nach Peterhof zurückgekehrt und dann erst nach den Holsteineren geritten sein, wie eine einfache Berechnung der dazu nöthigen Zeit ergibt, unter Berücksichtigung der genauen Angaben unseres Officiers.

² Also nicht erst um 8 Uhr, wie Solowjew XXV, 114, doch ohne Angabe der Quelle, jagt.

³ Daß in dem Ufase vom 29. Juni — Wartenjew, Achtzehntes Jahrh. IV (Mosk. 1869, russ.), S. 214 — steht, Peter sei nach Kronstadt gegangen, „indem er seine vermeintlichen holst. Truppen im Stich ließ“, ist doch kaum geeignet, die Annahme von ernstern Absichten mit denselben zu unterstützen.

⁴ Biographie Peters (Tüb. 1808) I, 135. — ⁵ Ebenda S. 140.

Entwaffnung, über welche unser Gewährsmann manche nicht uninteressante Einzelheit zu erzählen weiß. Ueber diese Episode war nur wenig mitgetheilt. Abgesehen von einigen Notizen in den Aufzeichnungen Stählins, hat man darüber eigentlich nur noch Aeußerungen eines französischen Agenten, welche nach den Papieren Monmorins, des französischen Ministers des Aeußeren, in einer Biographie Peters verwerthet wurden. Wir theilen beide Stellen weiter unten an zugehörigem Orte mit. Die letztere Nachricht mochte in ihrer etwas schroffen Form leicht wie starke Uebertreibung aussehen, durch den unmittelbaren Bericht unseres Officiers wird sie dennoch im Wesentlichen bestätigt.

Wir lassen hier den Bericht selbst folgen und begleiten ihn nur mit einigen erläuternden Bemerkungen.

„Anno 1762 den 28. Junii (9. Julii) fuhren Ihre kaiserliche Majestät von allen Reußen Peter der Dritte um 11 Uhr von Dranienbaum nach Peterhof, in der Absicht, den künftigen Tag, als den 29. Junii (10. Julii) auf einen Sonnabend, daselbst Dero Nahmenstag Peter recht fröhlich zu feiern. Diese Abfahrt geschah gleich nach der Wacht-Parade in vollem Vergnügen und Zufriedenheit; aber leider es währte keine halbe Stunde, so war diese Zufriedenheit auf ewig gestöret und Peter, der vor dieser Zeit Selbsthalter von ganz Rußland und ein Schrecken von Europa, hauptsächlich aber für Dännemark seyn konnte, war nach diesen wenigen Minuten der erste Unglücklicher dieser Welt. Als der Herr abreiste, so begleitete denselben Alles zu seinem Wagen; ich weiß aber nicht, was meiner Seele sich für Bilder zeigen mochten, ich war nicht zufrieden und ich muß sagen, daß meine Zufriedenheit während der Thronbesteigung nicht gar lange dauerte und da in dieser Zeit zu St. Petersburg und Dranienbaum von dem Kaiser vielerlei Lustbarkeiten angestellt wurden, so war mir doch Alles auf eine Art zuwider und es kam mir allezeit so etwas Trauriges vor.

Es begleitete also den Herrn Alles zum Wagen, ich blieb ganz allein oben im Palais ins Fenster liegen und sahe diese Abfahrt mit meiner mir beiwohnenden Traurigkeit zu, und als der Herr weg war, so ging ich nach den Kasernen, wo ich mein Quartier hatte vor der kleinen sogenannten Festung Peterstadt. Es war dieses eine kleine Bestung, welche der Herr zu seinem Vergnügen hatte machen lassen, nahe bei dem Palais zu Dranienbaum. Ich hatte mich etwas ausgekleidet und dachte nach, wo ich etwas zu Essen bekommen könnte und was es seyn sollte, weil außer etwas Milch und Brod nichts sonderliches zu bekommen war. In diesem Augenblick kam einer geritten bei der Kaserne vorbei nach der Bestung hinein, als wenn er

Hals und Beine brechen wolte. Als ich zusah, so war es des Kaisers General-Adjutant Gudowitz¹; gleich darauf wurde die Trommel gerührt und Lärmen geschlagen; als ich dieses hörte und dabei des Gudowitz gewahr worden war, welcher eben so stark zurücktritte, meinete ich der Herr wolte die Leute versuchen, ob und wie bald sie ins Gewehr kommen könnten. Es wurde aber bald bekannt, daß in Petersburg ein Aufstand sei, und weiter war für uns nichts nöthig zu wissen, denn dieses Unglück mußte man seit einiger Zeit schon immer befürchten.

Nummehro war Alles in Unordnung, es wurde nach Kanonen und scharfe Patronen, ja nach Alles gegriffen, was zur Vertheidigung unser Aller nötig war. Der Kaiser war nur eine Viertel Meile von Dranienbaum gewesen, als man ihm die Zeitung gebracht, es sey ein allgemeiner Aufruhr und man habe ihn abgesetzt, die Kaiserin Seine Gemahlin hätte man wieder zur Souverainen Monarchin gemacht. Der Herr sandte also gleich genannten Gudowitz zurück, um die in Dranienbaum befindlichen holsteinischen Truppen nach Peterhof zu beordern. Diese machten überhaupt an wehrhafter Mannschaft 800 Mann aus!! Diese gegen eine Armee von mehr als 14000 Russen! Als man nun von diesem Unglück vollkommen sichere Nachricht hatte, so kann man denken, wie uns zu Muthe gewesen seyn müsse und welch ein Schrecken uns überkommen; es wurde uns dabei verkündigt, daß ein grausames Morden unter den Deutschen vor sey² und hieraus konnten wir für uns ein schlechtes Glück für unser Leben weissagen. Doch in der Unordnung achtete man nicht so viel darauf, weil ein Jeder dergleichen Fatalitäten bei solchen Vorfällen für natürlich und unvermeidlich ansah; mithin machte sich alles fertig sein Leben zur Wahlstätte hinzubringen, denn was konnte man wohl anders denken, 800 Mann ohne fast allen nötigen Kriegsvorrath gegen 14 bis 15 Tausend Mann, welche alle mit einem bösen Gewissen zum Streit ausgingen, weil sie Verräther an ihrem Kaiser geworden waren. Wir marschirten so eilig als willig zum Kampf aus und nach Peterhoff, welches eine gute Meile von Dranienbaum liegt, und kamen um 4 Uhr da an.

Dem Kaiser wurde die Ankunft dieser unnützen Hülf-Armee gemeldet, welches ihm lieb zu vernehmen war, wobei Er mich frug, ob die Leute willig und zu allem bereit wären. Die Antwort war Ja! Der General Löwen³, ein Piesländer von Adel, der so zu reden wie Champion von einem

¹ Graf Andrej Wassiljewitsch Gudowitzsch.

² Solcher Gerüchte erwähnt auch Bolotow, Memoiren (ed. Pbg. 1871) II, S. 276, 278; ebenso Panzié in seinen Aufzeichnungen, Russk. Starina I, S. 217.

³ Friedrich Baron Löwen, Besitzer von Schloß Lohde in Estland. Vgl. Supel, Nord. Misc. St. 18 und 19, S. 197, 276. Vgl. St. 18, S. 180. Nr. 36.

Randjunker zu dieser Charge gestiegen war, führete das wichtige Commando bei unserem unglückseligen Haufen. Wenn er nun in 4, höchstens 5 Jahren so hoch gestiegen war, so war er zu diesem Geschäfte im geringsten nicht fähig, und wenn ich die Wahrheit sagen soll, so diente bei unsrem Haufen bewandten Umständen nach just ein solcher Held, denn es war doch nichts, wie ein jeder leicht einsehen kann, für uns auszurichten. Als wir nun eine kurze Weile uns ausgeruhet hatten, so ritt ich zum Kaiser, um zu vernehmen, wie diese Armee von 800 Mann ausgestellt werden sollte, oder wie selbige agiren sollte. Ich ging als ein alter Favorit und allezeit treuer Diener, auch als Flügeladjutant gerade auf den Kaiser zu, obgleich noch andere von denen Russen mich aufhalten wolten, um wie sie sagten mich zu melden.

Als ich nun bei Ihm kam und sagte warum ich gekommen, so gab der Kaiser mir eine mündliche Disposition, womit ich sodann forteilte¹. Der Kaiser war im Garten zu Peterhof und zwar unten an der Nawa². Er saß auf einem Stuhl neben der Gräfin Woronzowen³, welche weinte und mußte sie nun wohl merken, daß nunmehr auch für sie ein vollkommenes Unglück bereitet worden. Der Herr sahe ziemlich ruhig aus, jedoch schien er etwas matt zu seyn und roch auf sein Tuch, welches mit Lavendel-Wasser anenezet war. Hier habe ich Ihn zum letztenmale in meinem Leben gesehen! Die Cavaliers und Dames, die bei Ihm waren, hielten sich alle etwas entfernt von Ihm, welche wohl insgesamt den Ausgang ihrer Mitverrätherei erwarteten, denn ich glaube, daß da bei Ihm sehr wenige gewesen, welche nicht Theil hatten an dieser Frevelthat. Hauptsächlich befahl der Kaiser, daß unsre wenige Mannschaft nicht zuerst schießen sollte. An General Löwen sagte ich sodann, was er thun sollte; er war aber ganz confus und ich konnte nebst den Uebrigen deutlich genug einsehen, daß es weit schwerer sei, die Dienste eines Generals zu thun, als den Namen zu führen. Gleich darauf hieß es, die Russen hätten 50 Mann Cavallerie nahe bei uns, mithin würde das Ehreßen bald angehen; ein Jeder nahm daher mit lachendem Munde Abschied von seinen Kameraden. Ich war neugierig zu wissen, ob die Russen schon nahe wären, und bot mich an bei unsrem General und großen Held von Löwen, ich wolte herum reiten und zusehen, ob etwas vom Feinde so nahe wäre; er gab es gerne zu.

Ich nahm einen Lieutenant und etliche Husaren mit und ritt aus auf Partei. Von diesen Husaren sandte ich Etliche voraus und auf den Seiten, behielte auch Etliche bei mir zu meiner Sicherheit. Ich ritte Anfangs etwas langsam einige Werste oder kleine vierteil (Meile) Weges, wurde aber nichts

¹ Vgl. oben S. 276.

² So auch Biographie Peters (Tüb. 1808) I, 135.

³ Eljabeth Woronzow.

gewahr. Die ausgesandten Husaren mußten mir immer rapportiren und sodann sandte ich wieder frische Partei aus. Als ich nun eine ganze Strecke geritten und nichts gesehen hatte, ritt ich etwas stärker zu, bis ich auf die 14 Werste oder 2 gute Meilen avanciret war. Ich hatte ein sehr gutes Pferd und schön Wetter, deswegen wagte ich mich so weit, welches sonst nicht rathsam gewesen wäre. Als ich beinahe die letzte Viertelmeile zu Ende geritten hatte, sandte der liebe Gott mir einen kleinen Knaben entgegen, der ein Russe war und sich ganz durch Umwege so weit geholfen hatte, um vermuthlich seinen Angehörigen zu Peterhof oder Dranienbaum Nachricht zu geben, wie es in Petersburg zuginge. Diesen Jungen examinirte ich so gut als möglich, wodurch ich erfuhr, daß ohngefähr 2000 Schritte die feindlichen Vorposten ständen mit scharfgeladenem Gewehr und auch gespanntem Hahn¹. Man kann denken, daß ich froh war diesen Boten hier vorzufinden, weil die Ueberlegenheit an Mannschaft mir leichte den Garaus hätte zuwege bringen können. Ich kehrte also gleich um und ließ den Jungen mit auf's Pferd bei einem Husaren setzen und frug ihn ferner, wo er herkäme, da er mir dann im Fortreiten antwortete, man habe von des Morgens früh an in St. Petersburg ein großes Lärmen auf den Straßen gemacht mit Marschiren und Reiten, nachhero hätte man beständig hurra geschrien, weil die Kaiserin den Trohn bestiegen, und dabei gerufen: wir, nemlich das rebellische Volk, haben keinen Kaiser mehr, sondern eine Kaiserin! Weil nun doch alles so seyn mußte, so war mir für mein Leben nicht mehr so bange, welches ich hätte seyn müssen, wenn ein Russe wäre auf den Trohn erhoben worden. Nunmehr ließ ich mein Pferd laufen, was es konnte nach Peterhof zu und als ich des Nachts ungefahr um 12 Uhr ankam, so war alle unsre Mannschaft fort und ich wußte nicht wohin und es war sogleich kein Mensch da von dem ich es erfahren konnte. Ich ritt hinunter in den Garten, aber der Kaiser war auch fort; endlich begegnete mir ein geringer Hofbedienter, der sagte mir, daß der Kaiser mit allen nach Kronstadt hin wäre², auf die zwei Jagden, die vor Peterhof lagen, und unsre Soldaten nach Dranienbaum zurückgekehret. Der Kaiser hatte von Frauensleuten bei sich in den Jagden . . . die Gräfin Woronzowen — 1, die Madame Brüs³ eine Officiersfrau — 2, die Oberjägermeisterin⁴ Narischkin — 3, die Knesin Gagarin mit

¹ Schon um Mittag war Militär unter Menschikow aus Petersburg auf dem Wege nach Peterhof ausgerückt. Mercys Depeche an Kaunitz 1. (12.) Juli. Mag. d. hist. Ges. XVIII, 419. Katharina II. selbst ritt erst um 10 Uhr Abends aus. Auf dem Wege nach Peterhof stand aber auch das gleichfalls für Katharina gewonnene Regiment des Prinzen von Holstein-Beck. Hermann, Gesch. Rußl. V, 290.

² Peter III. fuhr etwa um 10 Uhr Abends von Peterhof aus nach Kronstadt.

³ Gräfin Bruce.

⁴ Maria Naryschkin, Gemahlin Simeon Naryschkin.

zwei Töchter — 6, die Gräfin und Landrätthin Steinbocken¹ und ihr Mann — 7, sie ist eine Brockdorffen aus Holstein, die Stallmeistern² Vöf Narischkin — 8, ihr Mann war bei dem Kaiser sehr in Gnaden und spielte eigentlich einen Narren, er war auch mit. Diesen sein Bruder, der Oberhofmarschall³, der holsteinsche Oberjägermeister Bredahl⁴ und seine Frau — 9; diese kann ich mir nur erinnern, es waren aber noch mehr Frauensleute mit⁵. Der preussische Minister Baron Golze⁶ war auch auf dieser Wallfahrt.

Hier säumete ich nun auch nicht lange mehr, sondern ging mit nach Dranienbaum. Die Leute fand ich Alle beim Gewehr und sie blieben auch die Nacht (bis) gegen Morgen stehen; ich ging, als Volontair, der ich kein eigentliches Commando hatte, weil mein Regiment 20 Meil davon in Narva war, zu Bett mit völliger Kleidung. Um 4 Uhr⁷ kam Lärm, der Kaiser wäre von der Reise nach Kronstadt wiedergekommen, indem sie Ihm nicht einlassen wollen; wäre Er aber gleich dahin gegangen, als der Lärm anfang und der Feldmarschall Münnich⁸ ihn gut gerathen, so könnte vielleicht Alles gut abgegangen seyn. Um 10 Uhr kam ein General Ismailoff⁹, der vorhin ein guter Freund zu seyn schien, den auch der Kaiser kurz vorher vom Oberstlieutenant zum General erhoben und ihm den Annenorden gegeben hatte, mit dem Begehren von der Kaiserin, daß der Kaiser auf das Reich renonciren sollte und Seine Leute zur Ruhe weisen, und wenn dieses geschehe, so sollte Niemanden einigens Leid geschehen. Mit dieser Versicherung war ein Jeder zufrieden, weil man gegen 12 und mehr Tausend Mann, die die Kaiserin bei sich auf Peterhof hatte, nichts ausrichten konnte, und diese Armee war dazu mit 60 oder 70 Kanonen versehen. Um halb 11 Uhr mußte der Kaiser mit diesem Ismailoff nach Peterhof¹⁰ und nahm seine Gräfin Woronzowen und Gudowitz¹¹ — welcher letztere sehr viele Schläge bei der Ankunft zu Peterhof bekommen hat — mit. Nun hatte der Kaiser

¹ Gräfin Stenbock.

² Die Gemahlin des Lew Narischkin.

³ Alexander Narischkin.

⁴ Peter von Bredal.

⁵ Bilbajow, Gesch. Katharinas II. Bd. I, 437, giebt 17 Damen an, Hermann, Gesch. Rußl. V, 294, nur 15.

⁶ B. W. Freiherr v. d. Golz.

⁷ D. h. Morgens, den 29. Juni.

⁸ Münnich.

⁹ Michael L. Ismailow, der die wenigen in Dranienbaum befindlichen russischen Truppen befehligte. Er war bekanntlich der Kaiserin nach Peterhof entgegen geschickt und kehrte nun mit deren Instructionen zu Peter III. zurück.

¹⁰ Er kam dort etwa um 1 Uhr an.

¹¹ Bekanntlich nahm Gudowitsch nach kurzem Arrest seinen Abschied und zog sich auf sein Gut im Tschernigowschen zurück.

bei uns Holsteinern seine völlige Endschaft erreicht. Ehe der Kaiser wegging, befahl Er noch Allen ein Monats-Gold zu geben, welches auch geschah.

Des Nachmittags 2 Uhr ging mit uns armen Kriegsmännern die traurigste Commedie an, inmaßen ein russischer General Suworow (nachher Graf und Feldmarschall¹) mit etlichen von der Garde zu Pferde und ein Regiment Husaren bei uns ankam und verlangte, daß alles Gewehr abgegeben werden sollte², da denn der Anfang bei den Officiers gemacht wurde, wonächst sämtliche holsteinische Truppen in die kleine Festung Peterstadt getrieben wurden und kein Mensch wieder ausgelassen. Dieser Suworow war ein Glender, den nichts als eine niederträchtige Wuth der alten Russen zu Masregeln diente, mithin mußte er denen gefangenen Teutschen alles Herzleid anthun; während der Zeit, daß die Leute nach der Festung gesammelt wurden, so war sein Zeitvertreib denen Officiers die Hüthe vom Kopf mit seinem Degen herunterzuschlagen, und wobey er sich beständig beklagte über weniger Respekt. Hierauf fing er an das vorrätige Geld, Sachen und Kostbarkeiten zu suchen. Die armen Leute und Officiers mußten unterdessen in der kleinen Festung fast auf einander liegen und unter Furcht und Hofnung warten, was ferner von diesem Efel angenommen (i. vorgekommen) werden sollte. Wir mußten die Nacht hindurch uns kümmerlich behelfen und schliefen ein Theil draußen auf dem Wall, andere in den paar Häusern, welche in der Festung waren. Elend genug! Ich für meine Person kam noch auf etwas Bettzeug zu liegen. Nun fing ich an Betrachtungen über meinen Zustand zu machen und ich sah in einem Augenblick ein, daß ich mit Frau und Kindern ein höchst unglücklicher Mensch war, denn es war mir unmöglich zu begreifen, wo ich mit Frau und Kindern mein Brod einigermaßen finden sollte, zudem ich noch glauben mußte, daß das holsteinische Land nunmehr dem Könige von Dänemark Niemand streitig machen würde. Mit diesen elenden Betrachtungen schlief ich ein und beim Erwachen waren selbige noch weit stärker da; doch dachte ich, Gott wird ja wohl ferner für mich und die meinen sorgen.

Des Nachmittags kam der Suworow wieder zum Vorschein und fing an die Leute zu fortiren; die Untérthanen von Rußland mußten da bleiben³ und die Ausländer mußten fort nach Kronstadt⁴; bei dem Auslesen so gab

¹ Zusatz späterer Abschrift.

² Auch die in Petersburg vorgefundenen holsteinischen Officiere waren zeitweilig arretirt worden.

³ Unter den Holsteinern befanden sich z. B. auch Bivländer, Ukrainer u. a., denen freigestellt wurde, in russische Dienste zu treten oder den Abschied zu nehmen. Vgl. Merens Depesche 13. (24.) Juli. 1. c. S. 476.

⁴ Im Manuscript an Admiral Talsin, 29. Juni, hieß es: „Die zu Schiff angelangten holsteinischen Officiere und Soldaten halten, Sie bis auf weitere Befehle unter Aufsicht

er einem Jeden einen ziemlichen Schlag und Schub im Nacken, besonders denen Preußen. Als dieses zu Ende war, mußten die Ersteren nach der russischen Kirche und die Huldbigung leisten, woselbst ein Jeder seinen Namen unter den Eid schreiben mußte, alsdenn bekamen die Officiers auf ihre Parole die Freiheit nach ihrem Quartier zu gehen. Auf Fürbitte meines Bruders in St. Petersburg, dessen Eingangs genug gedacht ist, erhielt ich auf allerhöchsten Befehl der Kaiserin von Suworow meinen Degen und gänzliche Freiheit!; indessen hielt er mich noch bis zum andern Abend (d. h. des 1. Juli) auf unter allerlei Vorwand, glaubend, ich würde ihn noch viel gute Worte geben. Diese Verzögerung verdroß mich ungemein, denn ich hatte keine Zeit übrig bei diesen kritischen Umständen auf eine solche Art zu verschleudern, indem ich auf die Versorgung der Meinigen bedacht sein mußte und also meine Gegenwart in St. Petersburg sehr nothwendig war. So wurde ich nun auch wieder lebendig und nahm mir vor diesem elenden Kerl die Wahrheit zu sagen und zu sehen, ob ich sein Blut auch ein wenig in Wallung bringen könnte. Mein Schwager S. war zugegen; wie ich nun ein wenig laut an zu reden fing und zwar ohne sonderliche Complimente, — geriecht (er) zuerst in Verwunderung und zuletzt wurde er böse; als ich dieses merkte, so zog ich noch mehr aus und gab ihm Alles, was die Kürze der Zeit erlauben wolte. Weil ich nun bei meiner Dreistigkeit gegen diesen Narren auf der Kaiserin Gnade pochte, so wurde er endlich stille und er mußte mich denselben Abend fortlaffen und dadurch kam mein Schwager auch mit fort, sonst hätte er ihn noch länger festgehalten. Wie grob er war, kann man daraus abnehmen, daß er einen General en chef, einen General-Lieutenant und einen General-Major andeutete, sie sollten dicht hinter seinem Pferde gehen und die übrigen vornehmen Officiers könnten sodann mit denen übrigen folgen; auch bot er einem Brigadier an, wie derselbe einige Schritte auf und nieder ging, etliche Musikanten holen zu lassen, wenn derselbe Lust zu tanzen hätte. Einige Officiers bekamen viele Schläge und Rippenstöße in Menge. In der Zeit als nun alle in der Bestung unter Wache waren, so plünderten die Husaren, Kürassiere, Spitzbuben

und mit Vorsicht in Kronstadt fest, und wenn etwa Russen sich unter ihnen finden sollten, so schicken Sie diese ins Kriegscollégium zur Einreichung (in die russischen Regimenten). Mag. d. hist. Ges. VII, S. 106. — Suworow erhielt 6. Juli 2000 Rbl. zum Unterhalt der Holsteiner und 10. Juli noch 1000 Rbl., um sie zu Schiff nach Kiel zu befördern. Ebenda S. 121, 122.

² So erhielt von den holsteinschen Officiern z. B. auch Oberstlieutenant Kiel die Vergünstigung, frei in sein Haus in Drantienbaum entlassen zu werden, da er „durchaus nicht verdächtig sei“. Mag. d. hist. Ges. VII, S. 107.

und Bedienten die Quartiere, so daß Mancher nichts nachbehielt, als was er am Leibe hatte¹.

In St. Petersburg kam ich des Nachts um 4 Uhr an und bezog mein verlassenes Quartier bei meinem Bruder.“

Dr. Fr. Bienemann in Birkenruhe.



¹ Stählin in seinen Aufzeichnungen (Tschtenija d. Kais. Ges. für Gesch. v. d. Mosk. Univ. Jg. 1866. Miscellen S. 108) erzählt, ein Husarenlieutenant habe den Landrath Grafen Stenbock um ein Trinkgeld gebeten und ihm dabei den ganzen Beutel weggenommen. Und über die Entwaffnung in Oranienbaum: „Der abscheuliche Mensch, der Senateur Suworow, ruft den Soldaten zu: Haut ein auf die Preußen! und will haben, daß sie alle entwaffneten Soldaten niederschlagen. Die Husarenofficiere aber beruhigen sie und sagen: Fürchtet euch nicht, wir werden euch nichts übles thun; man hat uns betrogen und gesagt, daß der Kaiser gestorben ist.“ — In der Histoire de Pierre III. (Paris, an VII d. l. rep. = 1798) I, 278 heißt es über die Holsteiner: «Les troupes d'Oranienbaum éprouvèrent des traitements différens; elles furent pillées, maltraitées et chassées de l'Empire. Souvorof, qui fut chargé de la commission de s'assurer de ce corps de troupes ne démentit pas son caractère naturel et se distingua par sa brutalité. Il traita comme les dernières des hommes des officiers, qui étoient des meilleurs familles de Livonie et de Courlande» etc. Viele seien von allem entblößt nach Hause gekommen. Die nach Kronstadt gebrachten Truppen hätten nicht genug zum Leben bekommen. Vgl. dazu oben S. 283 Anm. 1.



Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders.

(1810—1840).

(Schluß.)

Professor der Geschichte war Gustav Ewers, ein Hannoveraner von Geburt, der aber eine Livländerin, Baronesse Maydell, geheirathet hatte. Der Curator und nachherige Minister Lieven war ihm sehr gewogen. Ewers war ein als Professor und Rector sehr verdienter Mann, der sich durch ein leutfeliges Wesen auszeichnete. Er soll, wenn ihm von Studenten Nachts die Fenster eingeschlagen wurden, was in jener Zeit öfters vorkam, gleich neue Scheiben haben vorsetzen lassen, die er in Vorrath hatte. Sein Handbuch der russischen Geschichte bis auf Peter den Großen, in knappem kernhaften Style, mit Berücksichtigung des Cultur- und Verfassungslebens, wurde hoch geschätzt. Sein Vortrag war immer fesselnd, auch wenn er gelegentlich einmal aus Kottecks Weltgeschichte Seiten lang vorlas. Auch ich folgte seinen Vorträgen stets mit gespanntester Aufmerksamkeit. Ewers las Allgemeine Geschichte, Russische Geschichte, Geographie und Statistik und Politik durchaus zur Zufriedenheit der Zuhörer, wie auch des damaligen Curators Lieven, der ihn durch Orden und Rang besonders auszeichnete.

Mich persönlich fesselten in nicht geringerem Grade die Vorträge des Professors Morgenstern über Alterthumswissenschaft, Antiquitäten, Archäologie und Aesthetik, über Plato und Horaz. Drei Jahre lang habe ich eifrigst bei ihm gehört und ward ihm als fleißiger Schüler, wie auch durch die Semestralprüfungen näher bekannt. An seine Weitläufigkeit gewöhnte ich mich bald. Seine Gelehrsamkeit war groß, und dabei verstand er in seinem Vortrage so viel Neues und mit so viel Geschmacck vorzubringen und durch Vorzeigen großer archäologischer Kupferwerke anschaulich zu machen, daß ich durch ihn für das klassische Alterthum begeistert ward.

Er las in einem kleinen Auditorium neben der Zeichenanstalt im alten Universitätsgebäude. Hinter seinem Katheder führte eine verschlossene Thür in die Zeichenanstalt. Einmal in der Aesthetikvorlesung, als er gerade mit erhöhter Stimme sprach, drang durch das Schlüsselloch hinter ihm Rauch hindurch, der ihn wie den olympischen Zeus in Wolken einhüllte. In seinem Eifer merkte er nichts davon, wir Zuhörer aber um so mehr. Der einarmige Oberst Reutern, Schukowskys späterer Schwiegervater, der gerade in der Zeichenanstalt arbeitete, hatte sich diesen Spaß erlaubt.

Morgenstern schrieb Deutsch und Lateinisch klassisch schön, und seine Reden, in der Aula vor einem zahlreichen Publicum über Klopstock, Winkelmann u. s. w. ausdrucksvoll vorgetragen, fanden immer große Bewunderung.

Beim Professor Francke hörte ich Aristophanes' Frösche und Taciti Germania erklären. Ich erinnere mich noch, daß er das Gequaß der Frösche sehr komisch vortrug. Francke war sehr gelehrt. Mit Morgenstern gerieth er in einen wissenschaftlichen Streit über Inschriften, die ein Reisender, der livländische Edelmann Herr von Richter, aus dem Orient mitgebracht hatte. In diesem Streit hatte Morgenstern den jüngeren Collegen etwas vornehm abgefertigt, wofür sich dieser aber bei seiner abweichenden Interpretation gründlich zu rächen mußte. Leider starb dieser verdienstvolle Gelehrte als ein noch junger Mann.

Nächst den genannten Professoren besuchte ich drei Jahre lang fleißig die Vorlesungen des Professors der russischen Literatur, Perewoschtschikow, der in des famosen Magnitsky Zeit klösterlich im Seminar erzogen, die Universität nur als Schule betrachtete, ohne das geringste Verständniß für akademische Freiheit. Beim Vortrage der russischen Literaturgeschichte sprach er allein, die übrigen Sectionen behandelte er als Privatstunden, in denen er übersetzen ließ und die eingelieferten Aufsätze, nachdem er sie corrigirt, beurtheilte. Ich war sein fleißigster Schüler, und er zeichnete mich dafür aus; doch mußte ich es mir gefallen lassen, daß er in der ersten Stunde des Semesters regelmäßig den Scherz anbrachte: „Теперь великій знатокъ русскаго языка г. Андерсъ намъ отвѣчать будетъ“ и. (d. h. Jetzt wird der große Kenner der russischen Sprache, Herr Anders, uns erwidern и.). Ich schwärmte, wie schon früher erzählt, angeregt durch meine russischen Freunde, für die neuere romantische Poesie der Russen und war dreist genug, die ältere russische Poesie eines Cheraschow und Anderer in meinen Aufsätzen herunterzureißen. Perewoschtschikow warnte mich sehr vor dieser freien Richtung, ja selbst mit Thränen in den Augen, und bat meinen Vater, seinen Einfluß über mich in derselben Richtung geltend zu machen, was mir äußerst rührend war. Er empfing mich auch gern in seinem Hause, wo ich ihn als zärtlichen Familienvater kennen lernte.

Die sog. Professorstudenten, junge Leute, die auf russischen Universitäten schon einen akademischen Grad erworben und sich in Dorpat oder auch im Auslande noch weiter ausbilden sollten, um später auf einer russischen Universität eine Professur zu bekleiden, waren hier Perewoschtschikows besonderer Aufsicht unterstellt. Er besuchte sie auf ihren Zimmern, und da mehrere von ihnen ziemlich unordentlich und cynisch lebten, meldete er Solches aus Gewissenhaftigkeit dem Curator Lieven, dabei äuffernd, daß sich der Geist unter den Studenten unter dem Rectorat von Emers verschlimmert habe. Namentlich hatte er sich ungünstig ausgesprochen über den nachher so berühmt gewordenen Professorstudenten Pirogoff. Dieser aber hatte eben der Universität eine ausgezeichnete chirurgische Preisarbeit eingeliefert, die am 12. December mit der goldenen Medaille gekrönt wurde. Emers, über jene Anklage von Lieven befragt, sandte diesem das Urtheil der medicinischen Facultät (über Pirogoffs Arbeit) und veranlaßte zugleich das Conseil die Frage zu beantworten, ob der Geist unter den Studenten sich unter seinem Rectorat verbessert oder verschlimmert habe. Die Professoren sprachen sich einstimmig für das Erstere aus. Pirogoff erhielt darauf von der Kaiserin eine kostbare goldene Uhr nebst goldener Kette, Emers den Annenstern, Perewoschtschikow aber einen Verweis. Nach einigen Verdrießlichkeiten mit den Studenten wurde Perewoschtschikow pensionirt und verließ Dorpat.

Da ich als Jurist immatriculirt war, gestattete man mir auch nur ein juristisches Gradualexamen zu machen. Darauf war ich am Schluß meines dreijährigen Universitätscursus eigentlich gar nicht vorbereitet und hätte mich lieber zu einem Examen als Philologe gerüstet. Nun aber war ich gezwungen, juristische Disciplinen zu bearbeiten, über die ich nie Vorlesungen gehört. Es war noch gut, daß ich wenigstens Pandecten bei Dabelow fleißig besucht hatte, wenn ich auch nicht von ihm, sondern von Clossius examinirt wurde. Es gelang mir das Examen zu absolviren; meine ausführliche Candidatenschrift habe ich erst nach Jahren eingeliefert und sie wurde von der Juristenfacultät für des Druckes würdig erklärt.

Ich war am 1. Mai d. J. 1826 als stellvertretender Bibliothekar-gehilfe angestellt worden und bezog auch das Gehalt dieses Amtes. Bibliotheksdirector war Morgenstern, Bibliotheksecretär mein Vater, damals schon ein älterer Mann; Kanzlist der noch ältere Nath Leibniz, dessen Finger schon so steif waren, daß ich genöthigt war, auch alle Schreibereien allein zu besorgen. Ich wurde mit Uebergang des alten Leibniz angestellt und zahlte ihm daher, ebenso wie auch mein Vater, monatlich 8 Rbl. Banco auf meines Vaters Wunsch, mit Rücksicht auf seine zahlreiche Familie. Ich machte mich gleich mit den Geschäften bekannt, hatte es aber schwer, nothwendig gewordene Aenderungen in dem Gange derselben durchzusetzen, da von dem

bisherigen Usus nicht abgegangen werden sollte. Von dem Bibliothekdirector hing jede Bücheranschaffung ab. Die Facultäten wie auch die einzelnen Professoren wandten sich aber mit ihrem Begehren lieber an mich, da ich dann mit dem Bibliothekdirector mündlich oder schriftlich verhandelte. Mündliche Verhandlung mit ihm scheute jeder Professor wegen Morgensterns Weitläufigkeit. Ich kam recht gut mit ihm zurecht, war sein Schüler gewesen und genoß sein volles Vertrauen und besonderes Wohlwollen, das er mir unverändert bewahrte. Neue Einrichtungen mit ihm vorher zu besprechen, führte zu nichts, wenn er sie aber unerwartet vorfand und billigte, sagte ich ihm, ich hätte sie in seinem Geiste ausgeführt, was er dann gern hörte.

Leider hatten wir nur zwei Bibliothekdiener, von denen Morgenstern den jüngeren und brauchbareren den größten Theil des Tages bei sich behielt, auch mit ihm ausfuhr; den älteren, der nur heizen, stäuben und reinigen konnte, ließ er mir zurück. Dieser war nicht einmal im Stande, mir große Folianten zuzutragen. Ich war genöthigt, die Bücher selbst aus ihren Fächern zu holen, darüber quittiren zu lassen und die zurückgelieferten wieder einzureihen. Professoren holten sich die Bücher selbst heraus, die Beamten aber hatten sie zurückzustellen. Jeder Professor hatte ein besonderes Ausleihbüchlein, in welchem er die entlehnten Bücher notirte. Da die Professoren aber häufig ihre Bücher unter einander austauschten, requirirte man oft vergeblich nach den Ausleihbüchlein, bis ich durchzusetzen mußte, daß ein jeder Professor wie jeder andere Bibliothekbesucher für jedes entlehnte Buch eine besondere Quittung ausstellen mußte.

Mit den Studenten, denen ich Bücher auszuthemen hatte, kam ich ganz gut zurecht, obwohl sie in der ersten Zeit sehr legere Manieren hatten und z. B. ihre Mützen, Reitgerten, ja selbst die geschriebenen Bibliothekskataloge auf dem Ausleihtisch herumwarfen, was ich durch ruhige Vorstellung abzuändern mußte.

Mancher komischen Scene erinnere ich mich dabei. So wünschte z. B. ein Pole Sokrates' Werke zu haben.

Ich: „Sie wollen Platos Werke im Original oder in der Uebersetzung, der die sokratische Philosophie behandelte.“

Pole: „Nein, Sokrates' eigene Werke.“

Ich: „Vielleicht habe ich nicht recht gehört; Sie wollen den attischen Redner Sokrates?“

Pole: „Den will ich nicht.“

Ich: „Da kann ich Ihnen nicht dienen; Sokrates hat nichts selbst geschrieben.“

Ein Studiosus der Theologie fragte nach Büchern der schönen Literatur,

die aber ausgeliehen waren. Ich bot ihm Jean Pauls Flegeljahre an, die ich mit großem Behagen gelesen, er wies dieselben jedoch sichtlich verlegt zurück. Er hatte mein Angebot für eine Schnödigkeit gehalten, wie er mir nach Jahren, wo er ein geachteter Prediger und mir sehr befreundet war, lachend erzählte. — Wenn ein Student nach einer Notiz in seinem Taschenbuch von Friedrich von Schillers Werken etwas verlangte, so wußte ich gleich, daß ich einen Studiosus der Militärwissenschaften oder einen Pharmaceuten vor mir hatte. Diese waren mit der schönen Literatur meist ganz unbekannt; übrigens waren die deutschen Klassiker damals in den Familien noch wenig verbreitet.

Unser Känzlist Leibnitz, ein alter Mann von stattlichem, ehrwürdigen Aeußeren, stand mit den Studenten vielfach auf dem Neckfuß. Den stud. Schulz fragte er, als derselbe lange Zeit nicht auf die Bibliothek gekommen, wo er denn gewesen sei.

Schulz: „Ich war in Kurland.“ Leibnitz: „Was haben Sie denn da gemacht?“ Sch.: „Ich suchte bei meinen Verwandten Geld.“ L.: „Bekamen Sie denn welches?“ Sch.: „Nein.“ L.: „Ach, wären Sie doch zu mir gekommen! Ich hätte Ihnen allerdings auch kein Geld geben können, aber Sie hätten doch nicht nöthig gehabt, nach Kurland zu reisen.“

Ein anderer Student erbat sich den Band aus Krünitz' ökonomisch-technologischer Encyclopädie zur Ansicht, wo der Artikel „Haarsalbe“ stehe.

Leibnitz (der einen ganz kahlen Scheitel hatte): „Bekommt man durch diese Haarsalbe sein Haar wieder?“ Student (spöttisch): „Nun, Sie wollen doch nicht mehr davon Gebrauch machen?“ L.: „Nein, aber ich habe einen alten Muff, dem ist das Haar ausgegangen.“

Den Professor Morgenstern, unseren Bibliothekdirector, chicanirte Leibnitz auf mancherlei Weise. So frank er ihm bei einer Neujahrsgratulation eine ganze Flasche schönen Wein aus, während Morgenstern sich mit anderen Gratulanten unterhielt. Als der Curator Lieven bei seinem Besuche Dorpats auf der Bibliothek äußerte, man werde dort wohl bald an Raum zu kurz kommen, sagte Leibnitz: „Ich habe schon Herrn Director Morgenstern gerathen, die Puppen (damit meinte er die schönen Gypsabgüsse der antiken Musen aus dem Vatican, die sinnreiche Zierde des mittleren Bibliotheksaales) hinausbringen, grün anstreichen und auf dem Dom aufstellen zu lassen.“ Morgenstern (ganz empört): „Herr Leibnitz, es hat Sie Niemand um Ihre Meinung befragt!“ Wir konnten uns schwer des Lachens enthalten, und darauf hatte es Leibnitz abgesehen.

Als ein Schnellläufer an einem Sommernachmittag auf dem Wege nach Rathshof seine Kunst producirte und nach der Uhr lief, sah ich nicht

weit von mir Freund Leibnitz unter anderen Bürgern mit geschwungenem Rohrstoß dastehen, den er jedoch sogleich sinken ließ, als der Schnellläufer vorübergelaufen war. Auf meine Frage, was das bedeute, sagte er mir vor den Umstehenden, er habe bemerkt, daß der Schnellläufer mit einer Peitsche Knaben, die ihm zu nahe gestanden, aus dem Wege gepeitscht; da nun sein eigener (Leibnitzens) Sohn auch nahe gestanden, so habe er, falls diesem dasselbe passirte, den Schnellläufer auf seiner glänzenden Laufbahn mit einigen Stockprügeln aufhalten wollen, was er auch gewiß ausgeführt hätte.

Ich stand mit dem alten Leibnitz im besten Verhältniß, schaffte aber den Mißbrauch ab, daß die Doctoranden, die ihre Abhandlungen aus einer Anzahl der auf der Bibliothek vorhandenen Inauguraldissertationen verschiedener Universitäten zusammenschrieben, drei Rubel dafür zahlten, daß Leibnitz sie ihnen zusammenkramte. Ich war ihnen gern selbst dabei behilflich, ersetzte aber dem Leibnitz diese Einbuße, die damals bei der geringen Zahl der Mediciner nicht so oft in Betracht kam. Leibnitz weigerte sich anfangs das Geld zu nehmen, that es aber schließlich doch, da er viele Kinder und nur ein mäßiges Gehalt hatte.

Er wußte viel von Weimar zu erzählen, wo seine Familie, entfernte Verwandte vom großen Philosophen Leibnitz, zu den Honoratioren-Familien gehörte. Als Knabe hatte er von Goethe ein paar tüchtige Hiebe erhalten, als er im großherzoglichen Parke sich von einem edlen Baume eine Reitgerte geschnitten. An seinem Confirmationstage sollten die Confirmanden, die Söhne der Honoratioren und die der Handwerker, die sich draußen oft auch während der Lehrzeit geholt hatten, hinter dem großen Altarbilde noch einmal zusammentreffen, und benutzten dies, um sich unbemerkt von der Gemeinde die letzten Püffe zu ertheilen und dann von verschiedenen Seiten an den Altar zum Abendmahl zu treten. Dergleichen wäre doch in Dorpat undenkbar gewesen.

Wenn der berühmte Herder als Generalsuperintendent katechisirte und von den Katechumenen dumme Antworten bekam oder dieselben auch gar nicht zu antworten wußten, soll er oft mit dem Katechismus zugeschlagen haben. Ueberhaupt sei er in dem Publicum wenig beliebt gewesen; seine Gattin aber um so mehr. Diese hat nach seinem Tode auch seine Biographie in zwei Bänden geschrieben, die ich mit größtem Interesse vor Jahren gelesen habe. Herder bildete mit Wieland zusammen gegenüber der Goethe-Schillerschen Partei eine Gegenpartei, die weniger schroff als jene war und auch mittelmäßige Talente beschützte und ermunterte. — Auch von Christiane Vulpius, der Geliebten und nachherigen Frau Goethes, die nicht bei Hofe erscheinen durfte, wußte Leibnitz zu erzählen; sie habe sich später auch mit Studenten herumgetrieben u. dgl. m.

Endlich nahm Leibnitz selbst seinen Abschied, da ihm der Gang zur Bibliothek den Dom hinauf schon zu beschwerlich geworden, namentlich bei schlimmer Witterung, wo er dann oben oft unmuthig ausrief: „Lieber gar kein Wetter, als so ein Wetter!“ Ich konnte noch zu seiner Beerdigung einen Beitrag liefern, wies aber die Zumuthung seiner Tochter, der Wittwe eines jüdischen Schankwirths in Moskau, kurz ab, als sie, während der Vater noch im Dienste war, bei mir eindrang und mich brutal mit den Worten anredete: „Sie haben nun lange genug meinen Vater unterstützt, jetzt bitte ich mir auch Geld von Ihnen aus!“

Auf Leibnitzens Grabe fand ich später einen Denkstein mit der Inschrift, die er sich wahrscheinlich selbst bei Lebzeiten gesetzt:

Als Knabe kannt' ich kaum des Lebens Lust,
 Als Mann und Vater füllte Sorg' die Brust,
 Als Greis beinahe hoffnungslos,
 Voll Hoffnung nur im Grabeschooß.

Mein Verhältniß zum Bibliothekdirector Morgenstern gestaltete sich immer freundlicher und er lud mich öfters zu Tische, wo mich seine Gattin, eine geborene Ledebow, die er nicht mehr jung geheirathet, empfing und sich gern mit mir unterhielt. Sie war sehr gebildet, hatte eigene Gedanken und war dazu auch sehr musikalisch. Morgenstern mußte seine Wohnung im alten Universitätsgebäude zur Aufnahme des Curators räumen und bezog sein eigenes Haus, dessen Hauptsaal mit schönen Gemälden und andern Kunstwerken geziert war. Seine Unterhaltung war mir immer sehr interessant. Er sprach langsam und mit sehr gewählten Ausdrücken. Ein Dienstmädchen, Lyddi mit Namen, schien ihm besonders recht zu sein und er gab ihr von seinem Teller oft einen Rest, den sie zwar annahm, aber nichts desto weniger hinter seinem Rücken ihm Fragen schnitt; dabei war sie nicht hübsch. Sie brachte Morgenstern einmal, wo er größere Mittagsgesellschaft hatte, in große Verlegenheit, indem sie dem Professor Ledebour, der im Frack und in weißtuchenen Pantalons und Glanzstiefeln saß, eine heiße Braten-sauce über den Kopf goß, daß die silberne Saucenschale auf seinem kahlen Schädel sich umkehrte. Ledebour mußte aufstehen und fortgehen. Morgenstern, der ihm nachrannte, konnte den ärgerlichen Collegen nicht mehr zurückbringen und rief der Lyddi, die auf das Gespräch bei Tisch mehr geachtet hatte als auf die Saucenschale, aufgeregt zu: „Lyddi, sag' doch, wie kam denn das?“ und diese Frage wiederholte er dem verdutzten Mädchen mehrmals, bis der Rector Moier, der dem Professor Ledebour an dem großen runden Tische gerade gegenüber gessen, rief: „Ach, ich habe ja Lyddi angestoßen, so kam es!“ worauf Morgenstern Lyddi tröstete: „Nun, beruhige

dich, Syddi, Moier hat dich selbst angestoßen!" welcher Ausspruch die ganze Tischgesellschaft wieder erheiterte.

Ich habe bei Morgenstern auch mit dem Professor Aderkas, dem letzten Professor der Militärwissenschaften in Dorpat, dinirt. Er war ein lebenswürdiger, sehr unterhaltender Greis, der auch mir sehr zugethan war, mich immer „kleinster Emil“ nannte, und lateinische Sprüchwörter, sowie Reminiscenzen aus römischen Dichtern passend anzubringen wußte. Als seine Professur aufgehoben wurde, ging er nach Herrnhut ins Ausland. Er war in Preußen der Lehrer des berühmten Diebitsch-Sabalkanski gewesen, der ihn auch in Dorpat besuchte. Am Vorabend seiner Abreise hatte ich mich, vor der Gluth des Sommertages flüchtend, etwas hingelegt und war eingeschlafen. Beim Erwachen fand ich ihn an meinem Bette sitzen. Er wollte mit mir noch zum Abschied eine Flasche guten Rheinwein bei einer Fahrt auf dem Embach leeren. Leider durfte ich dieser gemüthlichen Einladung nicht folgen, da sich ein aus dem Auslande kommender durchreisender Freund bei mir zum Abend angemeldet hatte.

Im Jahre 1829 besuchte Kaiser Nicolai I. Dorpat, was die ganze Stadt natürlich in die größte Aufregung versetzte. Er war begleitet von dem damaligen Generalgouverneur und Curator Baron Pahlen, und besuchte bei dem schönen Maiwetter auch die Anstalten der Universität auf dem Dom. In den Straßen der Stadt war er, von einer zahlreichen Menschenmenge umgeben, auf einer Droschke umhergefahren und hatte, wie erzählt wurde, einen Studenten in den Carcer abführen lassen, der ohne Halstuch mitgezogen. In Kanzleizimmer des Conseilssecretärs hatte der Kaiser, Tintenflecke auf dem Fußboden bemerkend, geäußert, das müsse nicht sein. Auf der Bibliothek hatte ich vom Rector Moier die Weisung, dem Kaiser links zur Seite zu gehen, einen halben Schritt zurück, um auf jede Frage desselben rasch antworten zu können, damit der weitläufige Morgenstern ihn nicht begleiten sollte. Beim Eintreten in den großen mittleren Bibliotheksaal machte der Kaiser die Bemerkung, daß der Ofen links schief sei und umgesetzt werden müsse. Vergebens hoffte ich auf ein Zeichen des Beifalls über den architektonisch so geschmackvoll ausgebauten Saal mit den Gypsstatuen der Musen. Der Kaiser, ein Heros an Gestalt und edler Haltung, das Ideal eines absoluten russischen Herrschers, stieg rasch die Stiege hinauf in den oberen Saal, wo er sich der Aussicht über den grünen Dom hinweg auf die Stadt erfreute. Er sprach mit uns Beamten nur deutsch, mit dem Generalgouverneur Pahlen russisch. Er ließ sich auch ein paar große Kupferwerke zeigen und fragte nach Manuscripten und Seltenheiten, deren wir aber nur wenige besaßen. Wir wiesen ihm orientalische Handschriften vor, die nach dem glorreichen persischen Feldzuge aus dem

Kloster Eßschmiadzin an unsere Bibliothek gekommen waren. Als er fragte, ob an der Universität ein Katheder für orientalische Literatur sei, antwortete Morgenstern rasch, der Professor der biblischen Exegese vertrete zwar die orientalischen Sprachen, die zur Bibelklärung dienten, aber der Universität wäre eine besondere Professur der orientalischen Sprachen sehr erwünscht. Pahlen wandte dagegen ein, wichtiger wäre für die Ostseeprovinzen wie für das ganze Reich eine Veterinäranstalt, worauf der Kaiser entschied, die letztere solle sogleich errichtet werden, die Bibliothek aus dem Chor der Kirche anderswohin übergeführt und die ganze Domruine zur Kirche ausgebaut werden. Der schiefe, aber gute und brauchbare Ofen wurde erst 20 Jahre später umgesetzt; eben so lange dauerte es mit der Errichtung der Veterinäranstalt, und der Plan des Ausbaues der Domruine unterblieb ganz. In den nächsten Tagen nach der Abreise des Kaisers wurde die Bibliothek von mehreren Damen besucht, die an dem Fenster des oberen Saales und zwar an der Stelle, wo der Kaiser gestanden, auf die Stadt sehen wollten. Da die drei Fenster neben einander dieselbe Aussicht boten, wies ich bald auf das eine, bald auf das andere Fenster hin, wo sie dann fanden, daß gerade dort die schönste Aussicht sich biete, und sich frommgerührt dort hinstellten. Den Ausspruch des Kaisers, daß die Bibliothek zum Ausbau der Kirche anderswohin verlegt werden sollte, benutzte der spätere Curator Krafftström dazu, mir jede Bitte um nöthige Reparaturen im Bibliotheklocale abzuschlagen.

Einen sehr freundlichen Eindruck ließ der Besuch der Großfürstin Helene Pawlowna in mir zurück, die ich schon als Student auf dem Platze vor der dorpater Poststation zuerst gesehen, als sie, von ihrem Bräutigam, dem Großfürsten Michael, begleitet, nach St. Petersburg reiste. Sie verließ damals ihren Wagen nicht. Wir Studenten begleiteten sie bis zur petersburger Ragatka und sie wehte uns mit ihrem Taschentuch beständig Grüße zu. Als sie später auf der Durchreise ins Ausland Dorpat im Frühling besuchte, begleitet von dem Dr. Seidlitz, den ich aus Petersburg kannte, sandte mir dieser am frühen Morgen ein Billet mit dem Auftrage, mich schleunigst auf die Bibliothek zu begeben, die die Großfürstin, sobald sie bei dem schönen sonnigen Morgen die Domruine betrachtet, sehen wolle. Er habe sie benachrichtigt, daß ich sie dort empfangen werde. Ich möge nicht in Uniform erscheinen, sondern im schwarzen Frack und Niemanden sonst davon benachrichtigen, da sie alle Förmlichkeiten sich verbeten und gleich nachher abreisen wolle. Sie ließ sich von mir in den Sälen umherführen, that kluge Fragen in deutscher Sprache, auf die ich nicht bloß mit Ja und Nein zu antworten hatte, und war äußerst liebenswürdig und gütig gegen mich. Morgenstern bedauerte schmerzlich, sie nicht selbst haben empfangen zu können und ließ mich umständlich von ihr erzählen.

Auch einen Prinzen von Hessen-Darmstadt habe ich auf der Bibliothek empfangen, begleitet vom Curator Krafftström. Der Adjutant des Prinzen, ein Fürst Wittgenstein, unterhielt sich noch lange nachher mit mir und suchte mich die verdrießliche Aeußerung des Curators vergessen zu machen, der im Dämmerlichte des Vorsaales über ein Fußeisen gestolpert war.

Auch sonst hat die Bibliothek zu meiner Zeit noch manchen vornehmen Besuch in ihren Räumen gesehen. So beehrte uns der Minister der Volksaufklärung Norow, der bei Borodino ein Bein verloren und als Stelzfuß umherging, mit seinem Besuch. Er ließ sich einige Incunabeln zeigen und erzählte lächelnd, er habe sich sehr gefreut, beim Besuch der dörrptischen Schulen nicht in derselben Weise regaliert zu werden, wie sonst überall auf seinen Revisionsreisen durch Rußland, nämlich durch die Declamation eines Gedichtes auf die Schlacht bei Borodino, das ihn überall verfolgt hatte. — Der Feldmarschall Graf Friedrich v. Berg besuchte die Bibliothek in Begleitung des Curators v. Bradke. Er unterhielt sich viel mit uns und ließ uns auch eine Bananenfrucht mitkosten, die man ihm im botanischen Garten dargeboten. — Auch der chevalereske Generalgouverneur Fürst Suworow erfreute sich des Anblickes der Bibliothek und der Aussicht aus ihren hohen Bogenfenstern.

Als Personen, die aus Petersburg ins Ausland reisten, noch den Weg über Dorpat nahmen, ehe die Eisenbahnen benutzt werden konnten, wurde die Bibliothek wie die anderen Anstalten der Universität viel besucht, und ich hatte manche Gelegenheit, mich in fremden Sprachen zu unterhalten, im Französischen, im Russischen, später ein paar Mal im Englischen, einmal auch im Lateinischen mit einem hohen griechischen Prälaten. Ein russischer Besucher fragte mich einmal, ob ich ein geborener Russe sei. Ich antwortete lächelnd: „Soll das Malice sein? Sie werden doch an meiner Aussprache meine deutsche Abstammung hören.“ Er: „Ich dachte, bei einem längeren Aufenthalte unter Deutschen in Dorpat könnte sich auch die Aussprache eines Russen etwas verändern.“ Ich: „Auch sonst möchte wohl nichts an mir an einen Russen erinnern, wenn auch die romantische Poesie der Russen und der Wohlklang der Sprache, die ich überhaupt für sehr bildsam halte, einen besonderen Reiz für mich hat.“ Er (mit freundlichem Lächeln): „Ihre freimüthige russische Physiognomie!“

In meinem Freundeskreise hatte ich später oft zu hören: „Da kommt Anders mit der freimüthigen russischen Physiognomie!“

Als ich später eine große Vorliebe für das Englische faßte, trat bei mir das Russische sehr zurück, auch hatten die mir befreundeten Russen Dorpat verlassen, und es fehlte mir die äußere Anregung zu dem Russischen. Aber bekannt war ich auch mit Perewoschtschikows Nachfolger Professor Rosberg,

der aus Odeſſa nach Dorpat berufen wurde, um hier die Profeſſur der ruſſiſchen Literatur zu bekleiden. Er war ein gründlicher Kenner ſeiner Sprache und Literatur und auch ſonſt ein ſehr gebildeter Mann, ideenreich und für einen gewiſſen Cultus des Geiſtes ſchwärmend, vielleicht der einzige Cultus, den er anerkannte. Er mied jeden Familienverkehr, war aber immer unterhaltend. Ein paar Mal bei öffentlichen Diners bat er mich, ſein Nachbar bei Tiſche zu ſein, und ich fand großen Genuß an ſeinen feinen und geiſtreichen Bemerkungen. Als Profeſſor leiſtete er nichts, ſchwänzte mehr, als daß er Collegia las, und war zufrieden, daß jeder Student mehrere Semester hinter einander Vorleſungen bei ihm belegen und bezahlen mußte. Er rühmte ſich, beim Examen ſo humane Forderungen zu ſtellen, daß kein Student ſein wiſſenſchaftliches Fach deſhalb zu vernachläſſigen brauchte. Man erzählt, daß ein Student, der mehr Ruſſiſch verſtand, einmal auch für einen Anderen zum Examen vorging, der in dieſem Fache ſchwächer war. Roſberg ſoll ihn ruhig examinirt und dann geſagt haben: „Als Sie neulich Schmidt hießen, beſtanden Sie beſſer als heute, wo Sie Schulz heißen.“

Im Jahre 1827 den 12. December wurde das 25jährige Jubiläum der Univerſität Dorpat groß gefeiert und brachte uns das Wiederſehen mancher älteren Commilitonen.

In meinen amtlichen Verhältniſſen konnte ich zufrieden ſein, wenn ich auch bei meiner großen Arbeitslaſt wenig Unterſtützung hatte und faſt Alles ſelbſt machen mußte. Für juridiſche Studien hatte ich keine Zeit und keinen Sinn. Es war wichtiger, daß ich meine allgemeine Bildung vervollſtändigte, um als Bibliothekar immer genügend Auskunft geben zu können. Auch beauftragte mich Morgenſtern noch damit, Fremden das Kunſtmuſeum zu zeigen, wo ich auch zu dieſem Zwecke bald hinreichend bewandert war.

Der erſte Curator des dörpſchen Lehrbezirks, der ſeinen ſtändigen Wohnſitz in Dorpat nahm, war der Generallieutenant Krafftſtröm, der im Jahre 1836 ſein Amt antrat. Die früheren Curatoren reſidirten in Petersburg und kamen nur von Zeit zu Zeit zum Beſuch nach Dorpat. Mit Krafftſtröm begann für Dorpat eine neue ſchwere Zeit, die noch jezt in der Erinnerung auf denjenigen, welche gleich mir ſeine 19 Jahre dauernde Verwaltung mit erlebt, wie ein Alp drückt. Alle Harmloſigkeit hörte damit auch bei der Univerſität auf.

Ohne Bildung, aber nicht ohne Verſtand, ein ſtrenger unbeugſamer Charakter, der für akademiſche Freiheit durchaus keinen Sinn hatte, die Univerſität wie eine Schule behandelte und überall Betrug gegen die Krone witterte, hätte Krafftſtröm gern in Schule und Univerſität militäriſche Diſciplin eingeführt. Mit der Competenz ausſtattet, jeden Untergebenen bis zum Hofrathsrang ohne Weiteres zu entlaſſen, iſt es ihm doch zur Ehre

anzurechnen, daß er davon höchst selten und nicht ohne zureichenden Grund Gebrauch machte; auch war er allmählich uns für ehrlich zu halten genöthigt. Den Schulen war er geneigter als der Universität, da jene ihm ganz ergeben sein mußten, während diese ihm doch gegen Willkür ihr Universitätsstatut, wenn auch oft schwach, entgegensetzte. Nie hat Krafftström die Universität nie gewonnen; in diesem Sinne äußerte er sich auch gegen den Pastor Frommann aus Petersburg, der ihn in Dorpat besuchte.

Als der Bibliothekdirector Professor Morgenstern einen längeren Urlaub ins Ausland erbeten hatte, verlangte Krafftström zuvor eine Revision der Universitätsbibliothek. Professor Erdmann, zu dem er besonderes Vertrauen hatte, sollte dieselbe leiten. Dieser besprach sich deshalb mit mir, da man den alten Director Morgenstern in dieser Angelegenheit gern ex nexu stellen wollte. Erdmann wollte die ganze Sache mir übertragen. Auf meine Einwendung, daß die Revision ja gegen mich als den eigentlichen Verwalter der Bibliothek gerichtet wäre, bemerkte er, eine zuverlässige Revision könne auch nur von mir ausgeführt werden und werde dann Glauben finden. Er fragte mich, wie viel Zeit ich dazu wohl brauchte? Ich antwortete: Wenn die Benutzung der Bibliothek wie bisher fortgehen solle und ich die Accessionskataloge seit Beginn der Bibliothek, d. h. seit dem Jahre 1802, mit den systematischen Katalogen vergleichen müsse, nach denen die Bücher selbst aufgestellt seien, so werde das wenigstens ein Jahr Zeit erfordern; übrigens werde die Revision nicht nur zur Beruhigung der Universität, sondern auch zu meiner eigenen dienen, da meines verstorbenen Vaters und mein eigener guter Ruf daran hänge, wiewohl die Bücher alle in offenen Schränken ständen und wir dort keine Wohnung gehabt.

Ueber diese Mittheilung höchst ungehalten, hatte der Curator geäußert, er übernehme die Revision eines Regiments in drei Tagen und ich wollte zur Revision der Bibliothek ein ganzes Jahr beanspruchen! Mir selbst sagte er bei Gelegenheit, er wolle die Sache eine Zeit lang noch so ansehen, dann aber andere Maßregeln ergreifen.

Unterdeß konnte Morgenstern nicht abreisen und war über meine Weitläufigkeit ziemlich ärgerlich. Ich aber betrachtete nun die Revision als Ehrensache und wollte sie zu Ende führen, dann aber, da mein guter alter Vater nicht mehr zu unterstützen war, ins Ausland reisen und später in Petersburg eine passende Anstellung suchen, wozu meine dortigen Verwandten gern behilflich sein wollten. Nach Ablauf eines Jahres war die Revision beendet und die Zahl der in 36 Jahren abhanden gekommenen Bücher so gering, daß von einem Ersatz derselben nicht die Rede sein konnte.

Charakteristisch für Krafftströms Verwaltung war, daß beim Umbau der großen Dombücke die sinnreiche Inschrift *Otio et musis sacrum*,

gewiß mit Rücksicht auf die wissenschaftlichen Institute des Domes von Morgenstern gewählt, gegen die glatte Inschrift *Otium reficit vires* vertauscht wurde.

Sein Uebelwollen gegen die Studenten zeigte Krassström gleich. Als dieselben nach gewohnter Weise am 21. April vom Dome aus unter Gesang zum sog. Völkercommercium hinausziehen wollten, gestattete er dies nur jeder einzelnen Gruppe in aller Stille (Corporationen waren ja verboten). Es wurde dies auch so ausgeführt, aber bei der Rückkehr sang ein Haufe Kurländer auf dem Markte das *Gaudeamus* und rief vor der Universität ein *Vivat Academia*, während ein Rigenjer einen umflorten Pristaw als Symbol der niedergetretenen akademischen Freiheit in die Vorhalle des Universitätsgebäudes warf. Die Namen dieser Schuldigen, von den Bedellen notirt, mußten dem Curator gemeldet werden. Mehrere wurden gestrichen und durften nach den damaligen Universitätsvorschriften nicht ohne des Curators Bewilligung wieder aufgenommen werden. Unter ihnen war ein Kurländer Otto, stud. juris, dessen letztes Semester nach ein paar Monaten zu Ende gehen sollte und der sich wenig daraus machte, früher gestrichen zu werden. Als er sich aber zu Beginn des neuen Semesters zum Gradualexamen meldete, verbot der Curator dies, da Otto sonst ohne Strafe geblieben wäre. Dieser war nun längere Zeit in einer sehr peinlichen Lage. Er sollte in Bauske die Stadtsecretärstelle antreten, konnte dies aber nicht, bevor er das Examen gemacht, und die Stelle mußte inzwischen stellvertretend für ihn verwaltet werden. Als einige Zeit darauf der Curator eine Reise nach Petersburg machte, hatte der Decan Bröcker ihn bei so guter Stimmung gefunden, daß er ihm noch beim Hineinsteigen in den Wagen die Begnadigung des unglücklichen Otto abzurufen vermochte. Als Bröcker später dem Curator den tiefgefühlten Dank der in ärmlichen Verhältnissen lebenden Familie abstatten wollte, erhielt er zur Antwort: „Es thut mir noch leid, daß ich damals so schwach gewesen bin nachzugeben.“

Den späteren Dr. Hermann Girgensohn, der in Wolmar Geistesfranke glücklich behandelt hat, ließ er in seinem Fuchsemester streichen, als er nach einem heiteren Frühstück, ohne betrunken zu sein, mit anderen Commilitonen über den Markt gehend, ziemlich laut gesprochen hatte. Als der Oberlehrer Girgensohn den Curator bat, seinem Neffen doch nicht seine ganze Zukunft zu zerstören, antwortete ihm dieser, der Neffe könne ja noch Schuster oder Schneider werden. Später gestattete er indessen die Wiederaufnahme des jungen Mannes mit Rücksicht auf dessen achtbare Verwandten.

In die Verwaltungszeit des Curators Krassström fiel auch meine Sendung nach Petersburg zum Empfang der Klingerschen Bibliothek, welche durch die testamentarische Schenkung von Klingers Wittve der Universität

Dorpat zugefallen war. Ich wurde von dem Rector Neue dazu aufgefordert, dem der Curator bei seiner Abreise zu einer Schulrevision gesagt hatte, man möchte mir ordentliches Reisegeld dazu geben. Da ich noch denselben Tag nach Petersburg abreiste, bat ich, man möchte mir das Nöthige bei der Rückkehr zahlen. Im Departement der Volksaufklärung in Petersburg empfing man mich ganz freundlich. Der in die Klinger'sche Bibliothek geschickte Beamte zog sich gern zurück. Ich meldete dem Rector Neue, wie ich die Sache vorgefunden und daß ich den mitgebrachten schriftlichen Katalog der Bibliothek mit dem Bestande derselben in den Bücherschränken vergleichen und die Bücher wohlverpackt nach Dorpat senden wolle. Der Rector antwortete mir, er habe meinen Brief dem Curator gleich mitgetheilt, der Alles zum Voraus genehmige, was ich für nothwendig finde, auch den Bibliotheksdieners Part, falls ich es wünsche, mir nachgeschickt wissen wolle, was ich jedoch ablehnte, da Part in Dorpat nicht entbehrt werden konnte. Ich hatte in Petersburg bei schönem Sommerwetter täglich 4—5 Werst von der Wohnung meiner lieben Verwandten auf dem Stückhofe bis nach Waffil-Dstrow zum Klinger'schen Hause zu machen. Sonntags besuchte ich sie in Pargola. Das Schlafzimmer Klingers fand ich noch unverändert. Ich benutzte die Klinger'schen Dienstleute zur Reinigung des Locals; anderweitige Hilfe konnten sie mir nicht leisten.

Die Bücher standen ungeordnet in den einfachen Glaschränken und es kostete mich sieben Wochen Zeit, sie nach dem Katalog zu numeriren und wieder einzustellen. Ich freute mich zu sehen, daß diese Sammlung von Werken allgemein-wissenschaftlichen Charakters der deutschen, französischen, englischen und italienischen Literatur unsere Universitätsbibliothek in Dorpat vortrefflich ergänzen würde. Klinger war Vorleser der Kaiserin Maria, der Gemahlin Pauls, gewesen, und diese ließ ihn von den meisten Werken zwei Exemplare anschaffen, von denen das eine für ihn bestimmt war. So hatte er diese Bibliothek, darunter Serien kostbarer Werke, zusammengebracht. Seine Gemahlin war von Klingers Freunden dazu bewogen worden, diese werthvolle Bücherammlung der Universität Dorpat zu vermachen, deren erster Curator Klinger gewesen.

Einmal während dieser Wochen ging die Newa am Morgen so hoch, daß Kanonenschüsse schon das Publicum warnten. Ich bestieg eine kleine Schaluppe, um für den Fall der Wassersnoth zeitig im Klinger'schen Hause zu sein, bemerkte aber, daß mein stämmiger Fährmann ein Greis mit halben Beinen war, der seine lappenumwundenen Kniee beim Ausholen mit den Rudern fest gegen die Ruderbank stemmte. Es dauerte eine Weile, bis wir aus der Brandung am Ufer herauskamen. Ich faßte eine Stange des Baldachins fest an, um in dem Falle, daß das Fahrzeug umschlug, mich

noch halb schwimmend erhalten zu können; wir erreichten aber glücklich Wassili-Dstrow, wo die Holzbrücke unter dem Andrang der Wogen schon Schlangenlinien bildete. Doch legte sich der Sturm allmählich, und ich kehrte glücklich wieder zu Fuß nach Hause zurück. Später las ich in Dorpat in der „Petersburger Zeitung“, daß ein Bootsfährmann ohne Beine in Petersburg eingefangen sei, der nach und nach acht Passagiere mit seinem Ruder plötzlich niedergeschlagen und dann in die Kewa geschleudert habe. Es war dies offenbar mein Fährmann von damals, dessen Heldenkraft ich sehr bewundert hatte.

Auf Anfrage des Departements der Volksaufklärung hatte ich einige Mal über meine Arbeit demselben kurze Berichte abzustatten, die ich selbst in russischer Sprache abfaßte, mit der Bitte um Nachsicht, wenn ich den Kanzleistyl verfehlt, worüber man mich freundlich beruhigte. Der Departementsdirector sagte mir beim Abschied, ich möchte selbst dafür sorgen, daß ich von der dorpater Universität zu einer anständigen Belohnung für meine mühsame Arbeit vorgestellt werde; hier werde er die Sache bestens unterstützen.

Auch vom Minister Uwarow wurde ich bei meinem Abschiedsbesuch gütig empfangen, ebenso in Dorpat vom Curator und Rector, die sehr zufrieden damit waren, daß ich die einfachen Klingerschen Bücherchränke als Appertinenz der Bibliothek mit nach Dorpat hatte bringen lassen. Mit Delfarbe neu gestrichen bergen dieselben noch jetzt die Klingersche Bibliothek im oberen Bibliotheksaale. Ein lebensgroßes Brustbild Klingers, Kupferstich, wußte ich in dem Raume passend anzubringen. Die vom Curator angeordnete Revision der Bücher fiel auch sehr günstig aus, und ich bekam ein Lob in meine Dienstliste. Damit aber war die Sache auch für mich geschlossen. Progon und Diäten wurden mir im Betrage von ca. 50 Rbl. erst nach einem halben Jahre gezahlt; nach meinen anderweitigen notwendigen Ausgaben in der Klingerschen Wohnung wurde aber nicht weiter gefragt, noch ein Ersatz derselben von mir in Antrag gebracht, was in jener geizigen Zeit auch dem Rector Neue gewiß lieb war.

In das erste Jahrzehnt nach meiner Anstellung bei der Universitäts-Bibliothek fielen Ereignisse, die in unser häusliches Leben tief eingriffen. Drei Geschwister, meine dritte Schwester und meine beiden jüngeren Brüder, und ich selbst befielen ziemlich gleichzeitig am Typhus. Der ältere Bruder war Mediciner und wahrscheinlich bei der Pflege des jüngeren angesteckt. Beide Brüder erlagen dem typhus abdominalis, den man damals noch nicht zu behandeln verstand. Ich, damals nicht in unserem Hause wohnend, überstand die Krankheit leichter. Die gute Familie Scharke nahm meine

kaum genesende Schwester bei sich auf, damit sie die Brüder nicht sterben sehen sollte. Mein Vater ward seit dieser Zeit nie wieder heiter, und mit der Geselligkeit in unserem Hause war es für lange Zeit aus.

Meine älteste Schwester, die sich gern wissenschaftlich beschäftigte, französische und englische Bücher las und sich auch im Generalfaß unterrichten ließ, bereitete sich zu einem Gouvernantenexamen vor und trat als Lehrerin in das Haus der Baronin Uexküll in Linamäggi, um dort zwei junge Mädchen, die Pflөгedöchter der Baronin, zu unterrichten. Während des Winters lebten sie in der Stadt und die jungen Mädchen besuchten in dieser Zeit auch unser Haus. Die Eine von ihnen, Gräfin Pauline Stenbock, fesselte bald meine ganze Seele, wogegen alles frühere Wohlgefallen an weiblichen Wesen ganz bei mir zurücktrat. Ich fühlte mich so glücklich, daß sie meinem Gespräche immer gern zuhörte und ihr seelenvoller Blick mir ein freundliches Vertrauen schenkte. Auch waren wir (damals lebten noch meine beiden jüngeren Brüder) im Sommer nach Linamäggi geladen, wo ich ihr näher treten konnte. Das Cholerajahr 1831 führte sie zu ihrer Mutter zurück, und daß ich auf ihre Nähe verzichten mußte, machte mich unendlich traurig. Auch ohne Hoffnung, sie je zu besitzen — wie konnte ich daran bei der Ungleichheit des Standes nur denken? — für sie zu leben, auf ihr Leben irgend einen wohlthätigen Einfluß auszuüben, schien mir schon ein hohes Glück, und dieses hoffte ich zu erreichen.

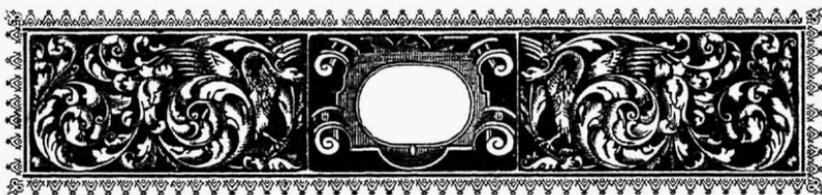
Mein Junggesellenleben bei eifriger Arbeit und im Umgange mit gebildeten jüngeren Männern, die meine Gesellschaft suchten, war aber nicht trostlos. Der Bruder einer der Freundinnen meiner jüngsten Schwester, Fritz Brock, der aus Berlin kam, wo er fünf Jahre lang Hegel gehört, schloß sich mir bald an, und es war ihm oft heimischer in meiner Wohnung, als in seinem Studentenquartier. Ja, da er mich abgehärtet wußte, legte er sich gelegentlich, wenn er mich am Abend nicht zu Hause fand, in meinem Bette schlafen, sicher, daß ich auf meinem Sopha eben so fest wie in meinem Bette schlafen würde. Mein Vetter Bogelsang, der eine Zeit lang als Arzt auf dem Lande fungirt hatte, ließ sich jetzt als solcher in Dorpat nieder und machte mich mit dem Dr. Fählmann bekannt, den ich hoch verehren lernte. Unserem Kreise schlossen sich auch noch andere junge Gelehrte an. Brock war in unserem Kreise wohl der gebildetste. Er dichtete ganz artig und sang ausdrucksvoll zur Guitarre, blieb aber im Leben ziemlich unmündig und holte sich in seinen wichtigeren Angelegenheiten oft bei mir, dem viel Jüngeren, Rath und Unterstützung.

Selbst älter und reifer geworden, suchte ich mein Leben durch Bekanntschaft mit fremder neuerer Literatur vor Einseitigkeit zu bewahren.

Im Jahre 1833 starb auch der letzte der Brüder meines Vaters und

hinterließ mir ein kleines Vermögen, das mir die Möglichkeit gab ins Ausland zu reisen. Allein der Rector Moier, der von meinem Wunsche gehört, machte mich darauf aufmerksam, daß dies die Pensionirung meines kränklichen alten Vaters zur Folge haben würde, und Morgenstern hatte erklärt, daß er dann selbst als Bibliothekdirector ab danken müsse. Während meines Typhus hatte er sich aus Besorgniß, mich zu verlieren, oft nach meinem Befinden erkundigen lassen, und als ich, kaum genesen, ihm meinen ersten Besuch machte, war er so bestürzt und erfreut zugleich, daß er aufschrie und eine Rede, die er gerade für den Vortrag in der Aula memorirte, zur Erde warf und mit Füßen trat. Meine Reise wurde unter solchen Umständen auf Jahre hinausgeschoben, Morgenstern aber blieb mein großer Gönner, und ich habe seiner lebhaften, von Anderen oft redselig genannten Unterhaltung viel zu danken. Er war gereist, hatte viele bedeutende Persönlichkeiten im Leben kennen gelernt und stand mit ihnen in Correspondenz. Auch als Bibliothekdirector mußte er sich im Fall der Noth energisch zu nehmen.





M i s c e l l e n .

Eine Bekanntschaft mit Hans von Bülow.

Es war in Petersburg im Frühjahr 1873, als ich Hans v. Bülow zum ersten Mal hörte und Zeuge des großen Aufsehens war, welches sein eminentes Gedächtniß und seine geistreiche Interpretation klassischer Werke hervorriefen. Bülow durfte mit seiner Aufnahme zufrieden sein; das russische Publicum ist bekanntlich sowohl einheimischen als ausländischen Künstlern gegenüber außerordentlich liebenswürdig und trägt denselben nicht nur warmerherzige Anerkennung, sondern auch richtiges Kunstverständniß entgegen. Das ist die Ansicht der Ausländer, das ist auch die Bülows über das russische Publicum. Er hat außerdem bewiesen, daß er Rußland in musikalischer Beziehung eines besonderen Interesses würdigt, und die Russen haben gewiß Ursache, ihm dafür dankbar zu sein, denn die russische Musik würde sich nur langsam, vielleicht gar nicht im Auslande verbreiten, wenn sich nicht geniale und einflußreiche Männer wie Bülow darum bemühten.

Im Jahre 1875 reiste Hans v. Bülow nach Amerika, wo er sich verpflichtete, in einer Reihe von 140 Concerten aufzutreten. Die geistige und physische Anstrengung dieses colossalen Unternehmens untergruben vollends seine schon stark angegriffene Gesundheit; kurz vor dem 139. Concerte fand man ihn eines Tages an seinem Flügel zusammengebrochen bewußtlos am Boden liegen. Das Engagement wurde aufgehoben, an Musik war für lange Zeit nicht mehr zu denken; Bülow kehrte in einem Zustande vollständiger Nervenzerrüttung nach Europa zurück, und anderthalb Jahre hat die Musikgeschichte kein Mal seinen Namen auf der Liste der Activen verzeichnen dürfen.

Ein bedeutungsvoller Tag war es für die Musikannalen, als im August des Jahres 1877 in Baden-Baden der Name Hans von Bülow wieder ein Concertprogramm adelte; — charakteristisch für den Künstler war der Zweck seines Auftretens. Er verhalf einer jungen russischen Pianistin zu einem nicht erwarteten Erfolge durch seine liebenswürdige Mitwirkung in ihrem Concert; er leitete das Concert und gestaltete es zu einem national-russischen, indem er in Deutschland zum ersten Male die Ouvertüre zu „*Shijn ja Zara*“ (das Leben für den Zar) zur Aufführung brachte, das Concert mit Anklängen an die russische Nationalhymne eröffnete und außerdem noch Werke russischer Componisten dem deutschen Publicum vorführte.

Doch auch außerhalb seines künstlerischen Berufes sehen wir in Bülow einen höchst anziehenden und bedeutenden Menschen, dessen außergewöhnliche Begabung und vielseitige Bildung selbst bei oberflächlicher Bekanntschaft einen Jeden fesseln muß. Seine Aussprüche und Schlagworte, die ihn in seiner Liebenswürdigkeit zum beliebtesten, in seinem Sarkasmus zum gefürchtetsten Gesellschafter machen, tragen zur Charakteristik dieser eigenartigen Natur nicht wenig bei.

Bülow brachte mehrere Wochen in Baden-Baden zu; ich hatte kurz vor seinem „Debut“ (wie er in scherzhafter Weise sich ausdrückte) das Vergnügen gehabt, ihn kennen zu lernen; ich besuchte als Musikfreund jedes Concert, jede Probe. Bülow benutzte das badische Curorchester, das bekanntlich ein sehr gutes ist, und das nun unter der Leitung eines so genialen Capellmeisters Vorzügliches leistete. Bülow war beim Dirigiren so lebhaft, so eifrig, so nervös, daß ihm bei seinen hastigen Bewegungen das portecigares aus der Rocktasche flog und seine Hand, die den Stab schwang, wund war und blutete. „Das thut nichts,“ sagte er auf meine Bemerkung, „lieber ein unangenehmes Gefühl empfinden, als gar keines, — lieber Schmerz als Langeweile.“ Er dirigierte die Ouvertüre zu „*Shijn ja Zara*“ einmal nach der Partitur, das zweite Mal bereits auswendig. Als ich mein Erstaunen darüber äußerte, meinte er: „Ich habe ja die Oper einmal in Mailand gehört; sie hat mir sehr gefallen; Glinka ist ein capitaler Musiker,“ und er drückte sein Bedauern darüber aus, daß er gerade zur Zeit der großen Fasten in Rußland gewesen sei, wo die Theater geschlossen und er die Oper auf nationalem Boden nicht hatte besuchen können. Ich erinnerte ihn an eine Matinée in Petersburg, in welcher er nach einander 6 Sonaten von Beethoven, verschiedene Variationen desselben — und auf stürmisches Verlangen des Publicums noch eine siebente Sonate zum Besten gegeben. „Ja,“ erwiderte er, „es war eigentlich ein Unsinn; jetzt würde ich so etwas nicht mehr thun.“

Bei einer anderen Gelegenheit sagte Jemand zu Bülow: „Man erzählt sich eine Geschichte von Ihnen“ . . .

„Man erzählt sich viele Geschichten von mir,“ unterbrach ihn Bülow mit sarkastischem Lächeln, — „was soll ich dieses Mal gethan haben?“

„Man erzählt sich, Sie hätten einmal eine Composition öffentlich vortragen, die Sie nie vorher gespielt, die Sie nur den Noten nach memorirt? Das klingt unglaublich!“

„Und doch hat man sich gerade dieses Mal etwas Wahres von mir erzählt. Ich hatte einem Freunde versprochen, eine Composition von ihm in meinem nächsten Concerte vorzutragen, ich hatte nicht die Zeit, das Stück auch nur einmal durchzuspielen; ich nahm das Heft mit auf die Reise, studirte meine Rolle im Waggon und spielte die Composition am Abend direct im Concert. — Diese Art und Weise zu studiren, zuerst mit dem Kopfe und dann mit den Fingern, möchte ich jedem Musiker ans Herz legen! Musiker sollten sich nie ohne ein Notenheft auf Reisen begeben.“

Bülow wohnte auf dem Schloßberge an einem der malerischsten Punkte des lieblichen Baden, angelehnt an die alte Schloßruine; er bezog, so oft er nach Baden kam, stets dasselbe Haus, weil es seinen Ansprüchen entsprach. „Ich rechne im Stillen darauf,“ sagte er lächelnd, „daß es für Andere beschwerlich sein möge, den Berg zu ersteigen.“ Doch weder dieser artige Ausdruck, noch der hohe Berg schützten ihn vor manch lästigem Besuch: Musiker warteten ihm auf, gute Freunde wollten ihn sehen. Diese Alle waren nicht wenig überrascht, eines schönen Tages an der Außenthür seiner Wohnung einen Zettel angebracht zu sehen, auf welchem mit deutlichen Buchstaben geschrieben stand: „Vormittags nicht zu sprechen, Nachmittags nicht zu Hause.“ Man stand vor der Thür, man hörte Bülow im Hause spielen, man lachte und stieg die Treppen wieder hinab. — Bülow bewohnte allein den zweiten Stock eines Privathauses; aus seinen Fenstern hatte man die schönste Aussicht auf Berge, Wälder, Ruinen, Thäler, blühende Gärten und hübsche Villen. Alles, was zum alten Schloß hinauf wollte, mußte an seiner Wohnung vorbei. Oft hatte er auf diese Weise aufmerksame Zuhörer; man schritt vor seinem Hause auf und ab, man setzte sich sogar draußen auf die Schwelle seiner Hausthür.

Auch ich hatte den lebhaftesten Wunsch, Bülow üben zu hören und sann auf eine Möglichkeit, meinen Zweck auf schickliche Art zu erreichen. Der Hauswirth Bülows, Herr Gimpel, war unter Anderem Kunstfreund und Antiquitätenjammler. Ich führte mich bei ihm ein, indem ich vorgab, besonderes Interesse für Alterthümlichkeiten zu hegen. Herr Gimpel öffnete mir auf die verbindlichste Weise seine Kammern, die gerade unter Bülows Musiksalon lag und in welcher man jeden Ton hören konnte. Mein Interesse war anfangs ein sehr getheiltes; ich wünschte jedem musikalischen Gedanken zu folgen, und konnte doch nicht, anders, als die wirklich bemerkens-

werthen antiken Sachen bewundern. Endlich war ich damit fertig und statt mich zu verabschieden, brachte ich nach meinem Dank die Bitte vor, noch einige Zeit in dem Raume verweilen zu dürfen, um Bülow spielen zu hören. Die Bitte wurde mir mit Vergnügen gewährt, und in vollkommener Stille und Abgeschlossenheit brachte ich längere Zeit dort zu und hörte mit Interesse und Staunen diesem Studium zu. Bülow spielte Beethoven; so oft ich seinem Hause vorübergegangen bin und ihn spielen gehört habe, war es stets Beethoven. Er memorirte einen Satz einer der letzten Sonaten; er wiederholte einzelne musikalische Sätze zu je 10—12 Mal, bald die rechte, bald die linke Hand einzeln beschäftigend; technisch gelangen die Passagen schon längst vortrefflich, dennoch hörte ich ein und dasselbe häufig wiederholen. „Ich kann nie ein Stück spielen, das ich nicht Note für Note im Kopfe habe,“ sagte er mir später einmal. Allmählich kamen die Abrundungen in den Nuancen und dem Tempo dazu, und so hörte ich mit namenlosem Interesse das Kunstwerk entstehen, das Bülow bald darauf in einem Concerte vollendet vortrug. — Ich drückte beim Abschiede Herrn Gimpel meinen Reid aus um solchen Hausgenossen und die täglichen interessanten Concerte.

„Ich genieße diese Musik auch wirklich mit Bewußtsein,“ sagte er mir, „und sei es auch um 3 Uhr in der Nacht.“

„Wie? spielt denn Herr von Bülow so spät noch?“

„Ja, in der letzten Zeit leidet er an Schlaflosigkeit; da geschieht es häufig, daß er erst um 2 Uhr Nachts nach Hause kommt, lange auf und ab geht, endlich sich an den Flügel setzt und bis zum nächsten Morgen spielt. Wenn andere Menschen aufstehen, legt er sich hin.“

„Und das stört Sie nicht?“

„Eben weil Herr v. Bülow weiß, daß es mich nicht stört, lebt er stets bei uns, wenn er in Baden ist. Er kann in seiner Lebensweise keinerlei Zwang ertragen, Herr v. Bülow ist unvernünftig fleißig; er spielt mehr, als er spielen darf; hören Sie, nun studirt er schon mehrere Stunden ohne Unterbrechung, während der Arzt ihm darin große Mäßigkeit anempfohlen hat. Er ist ja noch Reconvalescent. Wenn's einmal Tage lang da oben schweigt, so ist das ein böses Zeichen; dann hat Herr v. Bülow einen Anfall seiner schlimmen, nervösen Kopfschmerzen.“

Am häufigsten verkehrte Bülow mit dem Violoncellisten Cosmann und dem der musikalischen Welt wohlbekannten Wagnerverehrer und Kritiker Dr. Richard Pohl; er war mit Beiden intim befreundet. Ich erinnere mich eines genußreichen Abends im Hause des Dr. Pohl. Es war sein Geburtstag und Bülow hatte seinem Freunde als Geburtstagsangebinde versprochen, am Abend bei ihm zu spielen. Es versammelte sich eine große Gesellschaft, in welcher eine eben so schöne als lebenswürdige Wirthin die Honneurs machte;

sie war gleichfalls mit Bülow gut befreundet. Man war an dem Abend besonders heiter; Bülow war sehr aufgelegt und wie überall, so auch hier die Seele der Gesellschaft. An dem versprochenen Geburtstagsgeschenk sollte die ganze Gesellschaft Theil haben: Cofmann holte sein Instrument hervor, Bülow wählte eine Sonate von Saint-Saëns für Pianoforte und Violoncello und nahm seinen Platz am Flügel ein. Der Stuhl erwies sich als zu niedrig.

„Du, Pohl!“ rief er, „gieb mir ein Notenheft zum Sitzen, hast Du nicht die „Schöpfung“ von Haydn?“

Dr. Pohl reichte ihm lachend einen Packen hin, mit dem Bemerken, er besitze leider nicht das gewünschte Werk, ein anderes Heft würde es wohl auch thun. Da rief Bülow:

„Es ist noch zu niedrig! Du kannst mir recht noch das „Frühlings-Lied“ von Mendelssohn geben!“

Wie er hier mit Worten sein musikalisches Glaubensbekenntniß theilweise kund gegeben, so that er es später in Tönen; er spielte viel und meist seine Lieblinge: Saint-Saëns, Chopin, Liszt, Rubinstein, Raff. Von Chopin spielte er gern und häufig das vierte Scherzo in E, „weil es“ — wie er sich etwas derb ausdrückte — „zu den Stücken gehört, die Einem noch nicht zum Halse herauswachsen.“

„Chopin,“ sagte er, „können eigentlich nur Russen gut spielen; die Polen haben oft zu wenig Rhythmus, und die Deutschen sind zu schwerfällig und zu sentimental. Mir kann es gestohlen werden, dieses „deutsche Gemüth,“ diese deutsche „Innerlichkeit“, die doch nie herauskommt.“¹

Rubinstein spielte er mit großer Vorliebe und sprach sich mit Wärme über den „großen Zug“ aus, der durch alle seine Compositionen gehe; er nannte ihn eine „groß angelegte Natur“. Jemand aus der Gesellschaft sprach die Ansicht aus, daß man an dem Spiele Rubinsteins die Accurateffe vermisse, die den anderen großen Künstlern eigen sei. . . .

„Ich wollte nur,“ meinte Bülow, „ich könnte alle meine falschen Noten mit solch einer Liebenswürdigkeit nehmen, wie Meister Anton.“

Es wurde ein Concert besprochen, in welchem ein junger Sänger, dem sowohl die Stimme, als auch die Schule gefehlt, mit sehr wenig Erfolg debutirt hatte.

„Um so singen zu dürfen, hätte Herr S. wenigstens Gesandtschafts-attaché sein müssen,“ sagte Bülow. „Ich begreife nicht, woher der junge Mensch die Unverfrorenheit nimmt, sich Sänger zu nennen. Das ist der schädliche Einfluß der Conservatorien! Seitdem die vielen Conservatorien

¹ Es war damit Robert Franz gemeint.

Europas die Kunst „künstlich“ betreiben, sieht es um die Förderung der wahren Kunst traurig aus. Jeder, der sein Diplom in der Tasche hat, nennt sich „Künstler“ und will sich produciren; da aber in den verschiedenen Conservatorien jährlich „Künstler“ in beträchtlicher Anzahl in die Welt gesetzt werden, die alle den Trieb haben sich zu produciren, so übersteigt leicht das Angebot die Nachfrage und erwächst den jungen, oft strebsamen Menschen ein kümmerliches Dasein. Das Conservatorium ist die Pflanzstätte des musikalischen Proletariats.“ Er warf den Conservatorien Einseitigkeit vor; Selbststudium, Reisen und Rathschläge der verschiedensten bedeutenden Künstler seien für einen angehenden Musiker, dessen Fortkommen vor allen Dingen Talent garantire, der Weg zur Bervollkommnung.

Die anwesende russische Pianistin ermutigte er auf die liebenswürdigste Weise. „Sie müssen reisen, und zwar fangen Sie mit dem Gewandhause an. Ich kann leider nichts dazu thun, um Ihnen zu diesem für alle jugendlichen Künstler wichtigen Debut zu verhelfen; ich bin etwas brouillirt mit Leipzig, seitdem ich einen unvorsichtigen Ausspruch gethan; ich behauptete einmal: ich spiele lieber im „Hausgewande“ als im „Gewandhause“, und seitdem will man dort nichts mehr von mir wissen. — Spielen Sie öffentlich, so viel Sie können, arbeiten Sie weiter, — haben Sie aber einige Monate nichts zu thun, dann gehen Sie zu Viszt und lernen Sie von dem.“

Einige Tage nach diesem Abend fand das Concert des Violoncellisten Cosmann statt, in welchem Bülow als Dirigent, sowie als Pianist zum zweiten Male in jenem Sommer die Concertestrade betrat, zum größten Jubel des Publicums, das an jenem Abend seinen Liebling besonders auszuzeichnen gedachte. Das solide deutsche Publicum versteigt sich selten zu glühenden Ovationen; was in unseren Concertsälen mit Leichtigkeit ausgeführt wird, trägt in Deutschland oft den Stempel der Schwerfälligkeit und muß sogar, wie in dem nachstehenden Falle nach unseren Begriffen als vollständig mißlungen angesehen werden.

Es hatten sich Bülows Freunde verabredet, den großen Künstler bei seinem Erscheinen vor dem Beginn der Symphonie mit einem Regen von Vorbeerkränzen zu begrüßen. Als das Publicum sich versammelte, sah man mehrere Herren und Damen mit enormen Kränzen bewaffnet in den Saal treten, stehen bleiben, mit Spannung den Moment des Sturmes erwartend. Bülow erschien, der große Moment war da — doch keine Hand rührte sich, Keiner hatte den Muth, der Erste zu sein, Alles blieb still, und die Symphonie begann. Auch in den Pausen blieb Alles ruhig; zum Schluß endlich, als das Publicum sich bereits erhob, um den Saal zu verlassen, kam etwas geflogen, ein vereinzelter Kranz, der, mit zu wenig Schwungkraft geschleudert, die Estrade nicht einmal erreichte und auf den Boden fiel, gerade in dem

Moment, wo Bülow die Estrade verlassen, also nichts davon gesehen hatte. Die übrigen Kränze wurden alle einem Capelldiener übergeben, der sie, 6—8 an der Zahl, wie Brezel auf seinen Arm reichte und sie schließlich auf dem Instrumente aufstürzte. Bülows Seele ahnte nichts von dieser Feier, und wir wollen hoffen, daß er nie etwas davon erfahren hat, denn er ist kein Freund von dergleichen Auszeichnungen, wovon Baden einige Zeit nachher ein Beispiel erlebte.

Im Sommer darauf brachte Bülow wieder mehrere Wochen in Baden zu; er lebte abermals im Hause des Herrn Gimpel, er studirte nach wie vor, war derselbe witzige, liebenswürdige, unbarmherzig sarkastische Gesellschafter — leider aber auch ebenso nervös und reizbar, wie zuvor. In Momenten des bis zur Krankhaftigkeit hinaufgeschraubten Affects konnte er Alles um sich her vergessen und dann bis über die Grenzen der Schicklichkeit hinaus rücksichtslos sein.

In einem Concert, in welchem er fast ausschließlich allein spielte, dessen Ertrag er aber einer jungen unbemittelten Sängerin bestimmte, wurde in einem Zwischenact von einem Diener ein schöner Lorbeerkranz hereingetragen und über die Lehne des Stuhles vor dem Instrument gelegt. Bülow, der eben im Begriff war, an den Flügel zu treten, blieb stehen, als er den Kranz erblickte, stampfte mit dem Fuße und rief: „Heraus damit!“ Der Diener nahm erschreckt den ihm anvertrauten Kranz von der Lehne und deponirte ihn behutsam in einer bescheidenen Ecke der Estrade. „Zum Teufel! heraus damit, sage ich“ — rief er außer sich — „ganz heraus!“ — Der Kranz mußte den Weg wieder durch den Saal machen. Im Publicum machten sich Regungen von Verlegenheit, Schreck und Unwillen bemerkbar; dem Spender des Lorbeers, falls er sich im Saale befunden, mochte dabei nicht wohl zu Muth gewesen sein. Bald darauf setzte sich Bülow an den Flügel und spielte — wunderbar! Es waren Compositionen von Händel, Beethoven, Schubert, Raff, Tschaikowski und Rubinstein. Alle die widerstreitenden Empfindungen, die seine gesellschaftlichen Rücksichtslosigkeiten kurz zuvor im Publicum heraufbeschworen, mußte der Künstler von Gottes Gnaden zu lösen und in den Ausdruck des enthusiastischen Entzückens, der höchsten Bewunderung und Verehrung zu verwandeln.

Nach dem Concert trat er in den Saal und war bald von Bekannten und Freunden umringt; Jeder wollte ihm Dank sagen und einen Händedruck von ihm empfangen. Aus einer Gruppe junger Mädchen, mit denen er lebhaft scherzte, trat eins auf ihn zu und sagte:

„Aber wie konnten Sie heute nur so heftig werden, Herr v. Bülow? Sie haben gewiß dem sehr wehe gethan, der mit dem Kranz doch nur seiner Verehrung für Sie einen Ausdruck geben wollte. Das war böse von Ihnen.“

„Wann werden die Menschen endlich begreifen,“ rief Bülow, „daß ich dergleichen nicht mag; ich bin kein Jüngling mehr, den man zu ermutigen hat. Wenn man mir zum Lorbeer doch wenigstens Salz und Pfeffer spenden wollte, dann könnte ich mir einen Salat daraus machen; aber was fange ich so mit dem Grünwerk an? — Und was die „Verehrung“ des Publicums anbetrifft, so zum Kuckuck mit der, ich habe sie nicht nöthig. — Uebrigens, war der Kram von Ihnen?“

„Nein.“

„Von Ihnen? — von Ihnen?“

Ueberall antwortete man ihm mit einem Kopfschütteln.

„Nun, dann liegt mir nichts daran.“

Bülow hatte, da man ihn nie zu Hause traf, die Höflichkeit, einen Besuch sofort zu erwidern. Er erhob sich gewöhnlich vom Stuhle, nachdem er eben Platz genommen: „Sie entschuldigen, wenn ich umhergehe, ich bin ein wenig nervös“ — pflegte er zu sagen. Seine Unterhaltung war stets lebhaft und im höchsten Grade anregend; sie bot reichlich Gelegenheit, seinen sprühenden Geist und seine weitumfassenden Kenntnisse zu bewundern; vier Sprachen, deutsch, französisch, englisch und italienisch, beherrschte er in gleicher Vollkommenheit.

Eines Sonntags Vormittags lud er einige Bekannte zu sich ein: „wenn es Sie interessirt, etwas Musik zu hören“ — setzte er hinzu. Bülow war bei der Gelegenheit, wie die Damen sich ausdrückten, „dämonisch“ liebenswürdig; er spielte Stunden lang, sich Bestellungen einholend, auf alle Bitten eingehend. Alle Anwesenden waren wie von einem Zauber befangen. In den Pausen scherzte er auf die heiterste Weise, Schlagworte flogen hinüber, herüber; er reizte durch seinen frivolen Ausspruch: er finde es geradezu verbrecherisch, wenn eine Dame nicht kokett sei — die anwesende Damenwelt zum verzweifeltsten Widerspruch und erging sich in Auseinandersetzungen, die auf eine religiös-freisinnige Denkungsweise schließen ließen. Ein junges Mädchen, das sich seines besonderen Wohlgefallens erfreute und sich lange mit ihm angelegentlich unterhielt, sagte darauf hin halb zaghaft, halb vorwurfsvoll: „Aber, Herr von Bülow, wie kann man nur so wunderschön spielen und dabei an keinen Gott glauben?“

„Mein Fräulein, woher nehmen Sie an, daß ich an keinen Gott glaube?“ antwortete Bülow. „Vielleicht ist der Gott, der in meiner Brust lebt, derselbe, an den Sie glauben, wir nennen ihn nur bei verschiedenen Namen! Der Mensch kann meiner Ansicht nach ohne einen Gott gar nicht existiren; doch jeder Mensch hat seinen Gott“ — und er ging ins Nebenzimmer, holte ein Buch heraus, Goethes Faust, schlug die Stelle auf, in welcher Gretchen den Faust fragt: „Glaubst du an Gott?“ und Bülow las laut die Antwort Fausts:

„Mein Liebchen, wer darf sagen :
 Ich glaub' an Gott!
 Magst Priester oder Weise fragen,
 Und ihre Antwort scheint nur Spott
 Ueber den Frager zu sein

 Ich habe keinen Namen dafür!
 Gefühl ist Alles!“

„Glauben Sie mir, mein Fräulein,“ rief Bülow, das Buch schließend, „wenn ich eine Sonate von Beethoven spiele und dabei etwas fühle, wenn ich durch Töne auf meine Zuhörer wirke und in ihnen Empfindungen erwecke, in solchen Stunden steckt mehr Religion in mir, als in manchem „gläubigen“ Gemüth.“

Bald darauf rüstete sich Bülow zur Abreise; er hatte das Capellmeister-Amt am Hoftheater zu Hannover angenommen. Am Tage vor seinem Abschiede begegnete ich ihm in Gesellschaft einiger Freunde auf der Promenade. Ein herzliches Lachen empfing mich.

„Hören Sie doch nur,“ rief mir Bülow entgegen, „was der Cosmann eben für einen prächtigen Witz gemacht hat; er meinte: „also morgen wird man singen können: Ueber allen Gimpeln ist Ruh!“ . . . Ist das nicht köstlich?“

Zu Winter darauf erschien ein kleines literarisches Werk, das sehr viel Aufsehen erregte und überall mit dem größten Interesse gelesen wurde: „Eine Liebesepisode aus dem Leben Lassalles“. Auch ich hatte die Broschüre gelesen und theilte mit Allen den Wunsch, den Namen der sympathischen jungen Heldin des Romans, der anonymen Schreiberin jener Episode, zu erfahren. Sie erwähnt eines genussreichen Abends bei Lassalle, an welchem sie mehrere seiner Freunde kennen gelernt, unter Anderen die Herren Pritzel, Scherenberg und Bülow. Ich hoffte jetzt durch Letzteren zu erfahren, wer die junge Dame gewesen, und schrieb ihm zu dem Zweck nach Glasgow, wo er sich gerade aufhielt. Umgehend erhielt ich folgende Antwort:

„Wohlerzogenheit und Eigenliebe kämpfen einen harten Kampf in mir seit Empfang Ihrer Zeilen: die erste trägt den Sieg davon — ich will Ihnen aufrichtig ein Geheimniß verrathen, dessen Entdeckung meinen Ruf vernichten kann. Mein Gedächtniß ist bei weitem nicht so wunderbar, als Fama zu rühmen beliebt. Habe absolut keine Erinnerung mehr an russisches Fräulein nebst dero Vater, die ich einmal mit anderen Schriftstellern in meines hochverehrten unglücklichen Freundes Lassalles Hause getroffen haben könnte. May be; wenn ich bei Lassalle war, hatte ich nur Augen und Ohren für den mir so sympathischen heldenhaften Mann,

— alle übrigen Anwesenden waren für mich Statisten, Figuranten, Schatten, Tagesgespenster. Agréez mes respects. — Herren Britzel und Scheerenberg u. s. w. möchten eher Aufschluß geben können.

Ich habe die Ehre Sie zu grüßen

Ganz ergebenst (wiewohl eilig)

Hans v. Bülow.

Seitdem haben wir das Glück gehabt, zu wiederholten Malen Bülow in Rußland zu sehen und zu hören. Bis jetzt können die Besucher der Symphonieconcerte in Petersburg die Saison nicht vergessen, in welcher er als Orchesterdirigent an Interpretation so Vollendetes leistete, und selbst russische Compositionen in so charakteristischer und genialer Weise zu Gehör brachte, wie es, weder vor noch nach ihm der Fall gewesen ist. Wie interessant war es, den Proben beizuwohnen, Bülows treffende Bemerkungen zu hören und zu beobachten, wie er jedem Instrument seinen Geist einzuverleiben wußte, bis die Composition schließlich als vollendete Verkörperung seiner Idee vor uns stand. Daß es in solchen Stunden bei einer so nervösen und eigenartigen Individualität wie Hans von Bülow an den malitiossesten, originellsten und beißendsten Bemerkungen nicht fehlte, kann man sich denken. — So war es bei dem Einstudiren eines Chorwerkes, daß Hans Bülow zu einer geistreichen Parallele durch die mitwirkenden Damen des Chores herausgefordert wurde, welche, wie leider üblich, in der Probe die Zeit dazu benutzten, sich ihre Tagesneuigkeiten mitzutheilen.

„Meine Damen,“ unterbrach sie Bülow, „es handelt sich hier nicht darum, das Capitol zu retten, sondern ein Chorwerk einzustudiren!“

Es werden wohl wenig Personen mit Hans von Bülow in Berührung gekommen sein, die nicht ähnliche originelle Episoden und geistreiche Ausprüche¹ von ihm zu verzeichnen hätten.

D. Eb lis.



¹ Meist aber auch sehr unfeine Ausprüche.



Karl von Ditmar †.

Am 13. (25.) April d. J. ist in Dorpat ein an Erfahrungen und Erlebnissen, an Arbeit und Erfolg mannichfacher Art reiches Leben erloschen: Karl von Ditmar, Besitzer des Gutes Kerro im Pernauschen Kreise Livlands, als wissenschaftlicher Reisender und Erforscher Kamtschatkas in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannt und hochgeachtet, ist aus dem Leben geschieden.

Sohn des Dr. juris und weiland Privatdocenten in Dorpat Woldemar von Ditmar und seiner Gemahlin, geb. Baronesse von Stackelberg, wurde K. v. Ditmar am 27. August 1822 auf dem großväterlichen Gute Jennern im Pernauschen geboren und erhielt seine Schulbildung in der bekannten Krümmerschen Anstalt in Werro. 1841 zur Universität gelangt, begann er erst Landwirthschaft zu studiren, verharrte jedoch, von einer bereits im Knaben ausgesprochenen Liebe zur Natur beseelt, bei den naturwissenschaftlichen Fächern derselben und gab sich schließlich, durch den eben damals nach Dorpat berufenen Professor Hermann Abich, nachmaligen Akademiker in St. Petersburg und berühmten Kaukasusforscher, mächtig angeregt, voll und ganz dem Studium der Mineralogie und Geologie hin. Nachdem er 1847 die Universität mit dem Grade eines Candidaten dieser Wissenschaften verlassen und darauf dasselbe Studium noch in der Bergakademie in Freiberg in Sachsen und in Leipzig fortgesetzt und später eine Bildungsreise durch Deutschland, Frankreich, Italien und die Schweiz gemacht hatte, kehrte er 1850 in die Heimath zurück und wurde auf Verwendung des Herzogs Maximilian von Leuchtenberg beim Kriegsgouverneur von Kamtschatka, Capitän (nachmals Admiral) Sawoiko, als Beamter für besondere Aufträge im Bergfach angestellt. Der forschungslustige, zu allen Entbehrungen bereite und vor keinen

Mühen und Gefahren der Reise durch unwirthbare Gegenden zurückschreckende junge Gelehrte gewann bald das besondere Wohlwollen seines Chefs und erhielt durch ihn Gelegenheit, die im Inneren noch fast unbekannt, durch ihre zahlreichen und riesigen Vulcane hochinteressante Halbinsel mehrfach sowohl ihrer ganzen Länge nach, wie kreuz und quer zu bereisen. Die Rückreise von Kamtschatka fand zur See nach der Amurmündung, diesen damals noch wenig bekannten Strom aufwärts und durch Sibirien statt, und das Weihnachtsfest 1856 sah Ditmar wieder in seiner Heimath.

Hier erwartete ihn eine Thätigkeit, der er sich anfangs nur ungern hingab, da er am liebsten sogleich an die wissenschaftliche Bearbeitung des in Kamtschatka zusammengebrachten Materials an Beobachtungen, Sammlungen, Karten- und Tagebuchaufzeichnungen gegangen wäre. Aber die Umstände erheischten es dringend, daß er sich des inzwischen von seiner Mutter in umsichtiger Fürsorge für ihn gekauften Landgutes Kerro annähme, das in landwirthschaftlicher Beziehung zwar sehr verkommen war, bei seiner großen Ausdehnung aber und seinem colossalen Waldareal einen sehr ansehnlichen Schatz in sich barg. Um diesen zu heben, bedurfte es nur einer starken, mit voller Hingebung arbeitenden Kraft. Und diese, am anderen Ende der Welt im Kampf mit der Natur und mit Hemmnissen und Hindernissen aller Art gestählte Kraft war jetzt da, um Vieles noch verstärkt dadurch, daß Ditmar, der Reiselust entledigt, jetzt sein eigenes Haus gründete und damit feste Wurzeln in der Heimath faßte. Auf die hier entwickelte Thätigkeit im Einzelnen einzugehen, gebietet es hier an Raum. Es genüge nur anzuführen, daß in der Waldeinöde von Kerro im Laufe eines Menschenalters, außer dem großen schloßartigen Wohnhause und allen erforderlichen, in demselben Maßstabe gehaltenen Wirthschaftsgebäuden, eine ganze Reihe von industriellen, mit Dampfbetrieb arbeitenden Gewerken und daneben — last not least — auch eine Kinderbewahranstalt und Schule entstand, die, mit besonderer Liebe und Sorgfalt gepflegt, Zeugniß von der humanen Gesinnung ihres Begründers gab und ihm die Herzen aller Untergebenen gewann.

Inmitten dieser von einer glücklichen und sonnigen Häuslichkeit erhellen und getragenen Thätigkeit kehrte Ditmar in den Mußestunden gern zur Bearbeitung seiner Reise-Erfahrungen und Erlebnisse nach den an Ort und Stelle niedergeschriebenen Tagebüchern zurück. Einen rascheren Fortgang konnte diese jedoch erst im letzten Decennium nehmen, als er, zum Theil auch seines Herzleidens wegen, den Winter stets in Dorpat zu verbringen beschloß, wo ihm manche literarische Hilfsmittel geboten werden konnten. Erst zwei Jahre sind es her, daß sein Werk „Reisen und Aufenthalt in Kamtschatka in den Jahren 1851—1855, erster Theil“ im Druck erschien und durch seinen reichen wissenschaftlichen Inhalt, wie durch die einfache und

und anspruchslöse Schilderung gefahrvoller Reisen, wechselnder Naturbilder und eines eigenartigen Völkerlebens allgemeines Interesse erregte. Seitdem war er anhaltend bemüht, das dort entworfene Bild nach allen Seiten wissenschaftlich zu vervollständigen und zu vertiefen — bis ihm die Feder, leider ohne ganz abgeschlossen zu haben, der müden Hand entsank. Hoffen wir, daß auch dieser zweite Theil, wenngleich nicht in dem ursprünglich beabsichtigten Umfange, im Druck erscheinen wird, um mit jenem ersten zusammen ein schönes Denkmal von Ditmars Thätigkeit im äußersten Nordosten Asiens abzugeben.

Ich kann, so gering der mir zugemessene Raum ist, nicht schließen, ohne noch ein Wort über die Persönlichkeit Ditmars gesagt zu haben. Allen, die auch nur in flüchtige Berührung mit ihm gekommen, wird seine einnehmende, überaus liebenswürdige, selten reich begabte Persönlichkeit stets in freundlichster Erinnerung bleiben — die fesselnde Macht seiner mündlichen Rede, die drastische, farbenreiche Ausdrucksweise, die überraschenden, immer treffenden Bilder und Vergleiche, der nie versiegende frische Humor. Wer ihn näher und tiefer gekannt, wem es beschieden gewesen, mit ihm ein Stück Lebens zu theilen, der konnte in ein wunderbar harmonisches Innere blicken, in welchem neben starker Willenskraft und Energie ein unendliches Wohlwollen und eine milde Humanität das Scepter führten. Und diese letzteren blieben sich immer treu, seinen engeren Heimathsgenossen, wie den fernen Kamtschadalen und Korjaken gegenüber, ja, im Verkehr mit diesen trat seine Menschenfreundlichkeit erst recht hervor, denn er sah in ihnen nur erwachsene Kinder, und in seiner eigenen Brust schlug, trotz aller Männlichkeit, ein kindlich weiches und warmes Herz — die tiefste und mächtigste Triebfeder seiner Handlungen. Liebe und Ehre seinem Andenken! Friede seiner Asche!

St. Petersburg, 22. April 1892.

L. v. Schrenck.



Herausgeber: R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
R. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 30-го Апреля 1892.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Лидфорса въ Ревелѣ.

H 51 8



Hoflieferant Ihrer Majestäten

des

- Kaisers von Russland,
- Kaisers von Deutschland,
- Kaisers von Oesterreich,
- Königs von Dänemark,
- Königs von Bayern.

C. M. SCHRÖDER.
 Erste russische Pianofortefabrik mit Dampfbetrieb.
 Gegründet 1818.

Flügel

von 550 Rbl. an.

Pianos

von 400 Rbl. an.

Preis-Courante auf Verlangen gratis und franco.

St. Petersburg, Newsky 52.